

MIT DEN AUGEN DES ANDEREN

Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative
Givat Haviva

Ausstellung und Podiumsdiskussion
im Landtag Rheinland-Pfalz am 3. Dezember 2003

INHALT

VORWORT	5
Christoph Grimm, Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz	
AUF DEN LEISEN SOHLEN DES DIALOGS DIE ARBEIT DES ISRAELISCHEN FRIEDENSZENTRUMS GIVAT HAVIVA	7
von Alex G. Elsohn	
MIT DEN AUGEN DES ANDEREN	25
Eröffnung der Ausstellung	
STRATEGIEN DER KONFLIKTBEWÄLTIGUNG IM NAHEN OSTEN	35
Abendgespräch mit Klaus Jensen, Alex G. Elsohn und Riad Kabha	
DISKUSSION MIT DEM PUBLIKUM	53
ANHANG	73
10 Jahre Kooperation zwischen Givat Haviva und Rheinland-Pfalz Chronik einer Freundschaft	



VORWORT

Zu den Bildungseinrichtungen, die im israelisch-palästinensischen Konflikt allen Widrigkeiten zum Trotz auf ein friedliches Miteinander der jüdischen und arabischen Bevölkerung hinwirken, gehört das Versöhnungszentrum Givat Haviva. Seit mehr als vierzig Jahren setzt es sich für die Entwicklung von Gleichberechtigung und Verständigung zwischen Juden und Arabern in Israel ein. Erste Verbindungen zwischen Rheinland-Pfalz und Givat Haviva wurden im Jahr 1993 geknüpft. Seither unterstützt der rheinland-pfälzische Landtag fraktionsübergreifend die Arbeit von Givat Haviva – seit 1997 auch finanziell.

Am 3. Dezember 2003 wurde anlässlich des zehnjährigen Bestehens der freundschaftlichen Kontakte in der Lobby des Mainzer Landtags eine Fotoausstellung mit dem Titel „Givat Haviva – mit den Augen des Anderen“ eröffnet. Das vorliegende Heft dokumentiert die Ausstellungseröffnung sowie eine öffentliche Podiumsdiskussion, die mit zwei Vertretern von Givat Haviva im Wappensaal des Deutschhauses stattgefunden hat. Die Hintergründe des jüdisch-arabischen Konflikts in Israel werden dargestellt, mögliche Lösungsansätze diskutiert und die Friedensarbeit von Givat Haviva im Detail vorgestellt.

Ich selbst hatte seit 1994 mehrmals Gelegenheit, Givat Haviva zu besuchen. Wie dort Juden und Araber, Frauen wie Männer jeden Alters zusammenkommen, um miteinander und voneinander zu lernen, angeleitet von mehr als hundert jüdischen und arabischen Dozenten und Pädagogen, hat mich nachhaltig beeindruckt. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Projekt „Kinder lehren Kinder“ das im Jahr 2001 den „UNESCO-Preis für Friedenserziehung“ erhielt, eine der höchsten Ehrungen, die einer Friedensorganisation zuteil werden kann.

Ich würde mich freuen, wenn die Dokumentation dazu beitragen könnte, die tagtäglichen Versöhnungsbemühungen von Givat Haviva bekannter zu machen und wünsche ihr eine breite Leserschaft.

A handwritten signature in black ink, reading 'Christoph Grimm'. The signature is written in a cursive, flowing style with a prominent initial 'C'.

Christoph Grimm

Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz



AUF DEN LEISEN SOHLEN DES DIALOGS

DIE ARBEIT DES ISRAELISCHEN FRIEDENSZENTRUMS GIVAT HAVIVA

von Alex G. Elsohn

Als 1993 der Direktor der Landeszentrale für politische Bildung, Hans Georg Meyer, Givat Haviva zum ersten Mal besuchte und die Freundschaft zwischen dem Institut und Rheinland-Pfalz begründete, standen im Nahen Osten weltbewegende Ereignisse auf der Tagesordnung. Nur kurz zuvor hatten sich vor dem Weißen Haus in Washington der damalige israelische Ministerpräsident Yitzhak Rabin und PLO-Chef Yassir Arafat die Hände zum Frieden gereicht. Für viele sah es so aus, als würde jetzt die Arbeit der zahlreichen Friedensorganisationen in Israel und den besetzten Gebieten überflüssig werden. Mittlerweile ist klar, dass allein der Wunsch nach Normalisierung in der Region der Vater

dieses Gedankens war. Die Wirklichkeit sieht immer noch anders aus. Gerade die Erfahrungen der letzten drei Jahre (der Ausbruch der sogenannten Al-Aqsa-Intifada und die damit verbundene neuerliche Eskalation von Gewalt und Gegengewalt) haben gezeigt, dass kontinuierliche Friedensarbeit immer noch notwendig ist. Dazu gehört vor allem die Stärkung des gegenseitigen Vertrauens und der gegenseitigen Bereitschaft, sich auf das Wagnis einzulassen, den Gegner von heute als Partner von morgen zu betrachten und ihm die gleichen Rechte zuzugestehen, wie sich selbst. Die Stärkung dieses Bewusstseins und der Friedensbereitschaft beider Völker ist die Aufgabe, der Givat Haviva seit seiner Gründung verpflichtet ist.

Aus- und Fortbildung für Kibbuzmitglieder

Der Campus „Givat Haviva“ wurde im Jahre 1949 als nationales Trainings- und Weiterbildungszentrum der Kibbuzbewegung „Kibbuz Artzi“ gegründet, die ein Zusammenschluss von 83 Kibbuzim war. Benannt wurde das Zentrum nach Haviva Reik, einem weiblichen Mitglied eines in der Nähe von Givat Haviva gelegenen Kibbuz. Sie meldete sich 1942 freiwillig zum Palmach (einer der damaligen jüdischen Milizen im Mandatsgebiet) und sprang im Herbst 1944 in der Slowakei hinter den feindlichen Linien ab, um von dort aus den jüdischen Widerstand zu organisieren. Es wurde für sie ein Sprung in den Tod. Nur kurze Zeit nach ihrer Ankunft wurde sie von deutschen Truppen gefangen genommen und wenig später, am 20. November 1944, hingerichtet.

Der Campus von Givat Haviva

Der zentrale Campus von Givat Haviva umfasst ungefähr 15 Hektar und liegt in der zentralisraelischen Sharon-Ebene, ziemlich genau zwischen Tel-Aviv und Haifa. Auf dem Campus befinden sich Übernachtungsmöglichkeiten für rund 400 Personen, verschiedene Abteilungen des Zentrums, eine Kunstgalerie, die Bibliothek sowie verschiedene Sportanlagen und ein Schwimmbad.

Die Verpflichtung zu den Gründungsidealen Israels prägt die Arbeit Givat Havivas bis heute. Dazu zählt die Überzeugung, dass Freiheit und Gleichheit die Grundlage eines demokratischen Staates und seiner Gesellschaft ist. Die israelische Gesellschaft



umfasst eine große Bandbreite von Ethnien, Nationalitäten und Religionen. Die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft zur Partizipation zu befähigen und deren unterschiedliche Voraussetzungen und Zugangsmöglichkeiten möglichst zu nivellieren ist Voraussetzung für eine gleiche und freie Gesellschaft. Dies zu verwirklichen, ist eines der großen Ziele, mit denen die Gründung Givat Havivas verbunden war und wofür das Zentrum auch heute noch steht.

War die Erreichung dieses Ziels ursprünglich in erster Linie auf die jüdisch-israelische Gesellschaft ausgerichtet, so setzte sich bald schon die Erkenntnis durch, dass sich die Bekämpfung sozialer Ungleichheit nicht auf einen Teil der Bevölkerung konzentrieren darf. Jeder fünfte Israeli ist Araber. Diese arabischen Israelis (oder israelischen Palästinenser) waren bis 1966 von der Teilhabe am staatlichen und gesellschaftlichen Leben und seinen Leistungen weitgehend ausgeschlossen. Sie standen unter Militärrecht, mit all den damit verbundenen Einschränkungen. Von einer staatsbürgerlichen Gleichbehandlung konnte zu dieser Zeit nicht gesprochen werden. Und an eine gesellschaftliche Integration wurde erst gar nicht gedacht. Die arabischen

Israelis wurden vielmehr als die „fünfte Kolonne“ der Israel feindlich gesinnten arabischen Nachbarstaaten wahrgenommen und dementsprechend als solche behandelt. Ob ihnen diese Etikettierung gerecht wurde oder nicht, stand seinerzeit nicht zur Debatte.

Jüdisch-arabischer Ausgleich in Israel als Schlüssel für israelisch-palästinensische Verständigung

Nach dem Sechstagekrieg des Jahres 1967 kam ein weiteres Problem hinzu. Die Eroberung des Westjordanlandes und des Gaza-Streifens sowie Ost-Jerusalems vervielfachte die Anzahl der unter israelischer Kontrolle stehenden Araber quasi über Nacht und stellte die israelischen Araber vor eine Reihe von Fragen: Wie sollte man sich mit dem zionistischen Staat aussöhnen, wenn ein Teil des eigenen Volkes, ja oft genug die eigenen Verwandten, unter Besatzung standen? Wie sollte man sich gegenüber den Rufen erwehren, sich mit den Brüdern jenseits der Grünen Linie zu solidarisieren, wenn man selbst jahrzehntelang um staatsbürgerliche Gleichberechtigung und Anerkennung als „arabische Israelis“ innerhalb der jüdischen Mehrheitsgesellschaft kämpfte? Diesen Herausforderungen zu begegnen ist für die Mehrheit der palästinensischen Israelis bis heute nicht leicht und führt oft zu einem Gefühl der inneren Spaltung, des Hin- und Hergerissenseins zwischen israelischer und palästinensischer Identität, zwischen Loyalität gegenüber dem eigenen Staat und Solidarität mit dem eigenen Volk.

Dabei können – und müssen – gerade sie eine entscheidende Mittlerrolle spielen und zusammen mit ihren jüdischen Mitbürgern den Beweis dafür liefern, dass Koexistenz und ein friedliches und ausgeglichenes Miteinander möglich sind. Denn die überwältigende Mehrheit der israelischen Palästinenser steht hinter dem israelischen Staat und seinen grundlegenden gesellschaftlichen Idealen. Für die Palästinenser in den besetzten Gebieten nehmen ihre Brüder in Israel deshalb die Funktion der Vorreiter ein: Wenn eine Aussöhnung innerhalb Israels möglich ist, dann ist sie auch im Rahmen der Koexistenz zweier Staaten möglich.

Das ist die Erkenntnis, auf der Givat Haviva seine Arbeit aufbaut. Es kann keinen wirklichen Frieden zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn geben, solange es keinen echten Frieden zwischen den jüdischen und den arabischen Israelis gibt.

Die Gründung des jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden

Schon in den frühen Jahren Givat Havivas war diese Erkenntnis nicht neu und daher wurde schon bald nach der Gründung der Organisation mit der Arbeit an der jüdisch-arabischen Verständigung begonnen. Mit der Gründung des „Jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden“ (Jewish-Arab Center for Peace – JACP) im Jahre 1963 wurden die bis dahin noch sporadisch und unkoordiniert stattfindenden Aktivitäten auf eine institutionelle Basis gestellt. Seit 1963 arbeitet das Zentrum als Teilinstitut Givat Havivas an der Umsetzung der Vision von einer geeinten und gerechten Gesellschaft. Alle Posten im JACP sind paritätisch besetzt – jüdisch und arabisch – und alle interkulturellen Veranstaltungen werden von mindestens einem Schulungsleiter jeder Volksgruppe begleitet. Dies ist nicht nur aus sprachlichen Gründen notwendig. Alle, die an den Kursen und Veranstaltungen des Zentrums teilnehmen, sollen lernen, dass fast alle sozialen Gefälle mit bereits sehr einfachen Mitteln nivelliert werden können.

Während der ersten zwei Jahrzehnte seiner Arbeit konzentrierte sich das jüdisch-arabische Zentrum zunächst fast ausschließlich auf Sprachkurse und kulturelle Veranstaltungen sowie auf die Ausrichtung gelegentlich stattfindender jüdisch-arabischer Konferenzen. Auch in Givat Haviva hoffte man bis dahin wie in der gesamten israelischen und arabischen Gesellschaft vor allem auf politische Fortschritte. Diese Hoffnungen, die beispielsweise mit dem israelisch-ägyptischen Friedensabkommens von 1979 verbunden waren, wurden jedoch mit dem israelischen Einmarsch in den Libanon 1982 und dem Ausbruch der ersten Intifada 1987 zerstört. In dieser Zeit zwischen den frühen 80er- und 90er-Jahren setzte sich wie überall in der israelischen und arabischen Friedensbewegung auch in Givat Haviva die Erkenntnis durch, dass die Bereitschaft zum Frieden von der Basis beider Gesellschaften her wachsen muss. Auf staatliche Entscheidungen konnte und wollte man nicht mehr warten.

Der Beginn des Programms „Kinder lehren Kinder“ 1986 markiert den Umbruch in der Programmatik Givat Havivas und den Beginn der friedenspädagogischen Arbeit des jüdisch-arabischen Zentrums. Seitdem werden vor allem für Jugendliche, aber auch für Erwachsene, umfangreiche Bildungs- und Friedenserziehungsprojekte durchgeführt.

Kinder lehren Kinder

In Kurzseminaren und bis zu zweijährigen Dialogprojekten mit jüdischen und arabischen Schulen setzen sich Jugendliche mit negativen Stereotypen und Klischees auseinander. Mit Hilfe von professionellen Moderatoren werden Begegnungen und ein Dialog zwischen jüdischen und arabischen Jugendlichen ermöglicht.

Ob jüdisch-arabischer Dialog, Fortbildungsseminare für Lehrer und Erzieher, gemeinsame Aktivitäten von jüdischen und arabischen Schulen oder Treffen unter Studenten: Im Vordergrund stehen immer das Werben für Gleichheit, Demokratie und Bürgergesellschaft und die Begegnung von Menschen, die zwar oftmals Tür an Tür im selben Staat zuhause sind, sich aber allzu oft nicht kennen, nichts voneinander wissen und sich fremd sind. Projekte wie „Kinder lehren Kinder“, „Face to Face“ oder die „Teacher’s Lounge“ sind mittlerweile Dauerbrenner im Programm des Zentrums und haben insbesondere durch den UNESCO-Friedenspreis 2001 internationale Anerkennung und Bekanntheit erlangt.

Face to Face

Bei diesem Begegnungsprogramm sprechen jüdische und arabische Studierende in gemeinsamen Treffen offen über die Probleme jüdisch-arabischen Zusammenlebens. Sie legen Vorurteile ab und erlernen Techniken des Konfliktmanagements. Sie werden dazu ermutigt, sich auch außerhalb der organisierten Treffen zu begegnen und einen aktiven Part in der Verständigungsarbeit zu übernehmen.

Den Samen streuen

Gerade in der Bildung und für die Erziehung zu einem gesunden Demokratie- und Gesellschaftsverständnis sind Multiplikatoren wichtig. Givat Haviva bietet daher Lehrer- und Schülerfortbildungen an. Bei der Lehrerfortbildung konzentriert sich Givat Haviva auf die Vermittlung von Themen, die in der normalen,

staatlichen Lehrerausbildung nur wenig oder gar keinen Platz haben: Koexistenz, Toleranz, Kooperation und die Achtung vor anderen Kulturen und Religionen. Vor allem Lehrer sind dazu geeignet und müssen dazu befähigt werden, ihren Schülern die Bedeutung von Toleranz, demokratischen Regeln und zivilgesellschaftlichen Werten zu übermitteln. Dies ist nicht nur im Bezug auf die Beziehungen zum jeweils Anderen wichtig. Auch unter dem Gesichtspunkt eines demokratischen und freiheitlichen Werten verpflichteten Staatsbürgerschaftsverständnisses ist eine solche Erziehung unabdingbar. Mit seinen Kursen will Givat Haviva dazu beitragen, auch außerhalb seines unmittelbaren Einflussbereiches diese Werte zu vermitteln.

Eine weitere Maßnahme der Multiplikatorenbildung stellen spezielle Kurse für Schülervertretungen und Studierende dar. Die Seminare für Schülervertreter bauen vor allem auf deren Vorbild- und Meinungsführerfunktion auf, die diese jungen Menschen vielfach besitzen. Durch ihre Stellung in der Schule können die Schülervertreter sowohl ihre Mitschüler beeinflussen als auch ihre Lehrer zum Nachdenken anregen. Die Kurse für Studierende zielen vor allem auf den Führungsnachwuchs in der arabischen und der israelischen Gesellschaft, denn die Studierenden von heute sind die Elite und Meinungsbildner von morgen. Mit Seminaren wie beispielsweise „Face To Face“ versucht Givat Haviva, die Menschen für Probleme im Zusammenleben beider Gesellschaften zu sensibilisieren und ihnen Lösungsstrategien zu vermitteln.

Beratung – Forschung – Evaluation

Die Veränderung der Gesellschaften im Nahen Osten ist jedoch keine Aufgabe, die Givat Haviva allein lösen kann. Wer sich für die Zivilgesellschaft einsetzt und für Frieden, Gerechtigkeit, Demokratie und Koexistenz wirbt, kann kein Einzelkämpferdasein führen. Die Bildung von Kooperationen und Netzwerken und die Unterstützung vergleichbarer Initiativen ist deshalb von großer Bedeutung. Aus diesem Grund ist das jüdisch-arabische Zentrum auch bei der Beratung und Begleitung externer Projekte aktiv und unterstützt andere Friedensorganisationen ebenso wie Jugendgruppen, Schulen und lokale Körperschaften bei friedensorientierten Arbeiten. Diese Zusammenarbeit ist mittlerweile nicht mehr nur auf Israel selbst beschränkt. Auch im Ausland finden sich Partner, die auf die Kooperation mit und die Beratung durch Givat Haviva vertrauen.

Um die verschiedenen erzieherischen, künstlerischen und sozialen Projekte möglichst wirksam zu gestalten und deren Arbeitsweise den sich ständig verändernden Bedingungen anzupassen, ist eine fortlaufende Evaluation notwendig. Aus diesem Grund wurde im Jahre 2001 eine eigene Evaluationsabteilung in Givat Haviva ins Leben gerufen. Hier werden die verschiedenen Projekte regelmäßig einer kritischen Begutachtung unterworfen. Theoretische Basis und praktische Umsetzung werden überprüft und die Wirkung auf die jeweiligen Zielgruppen bewertet. Die Ergebnisse sollen den Instituten und ihren Mitarbeitern bei der Optimierung ihrer Projekte helfen; gleichzeitig dienen sie dem internen operativen Controlling. Unterstützt wird das Evaluation Center durch das „Stronach Center for Peace Education“ (CERPE) der Universität Haifa. Das CERPE untersucht im Auftrag Givat Havivas auch die langfristigen Wirkungen der Arbeit des Friedenszentrums.

Das im Jahre 1990 gegründete „Institute for Peace Research“ ist der wissenschaftliche Zweig des jüdisch-arabischen Zentrums. In ihm erforschen und analysieren jüdische und arabische Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen die vielfältigen Aspekte jüdisch-arabischer Beziehungen in Israel, das Verhältnis Israels zu seinen Nachbarstaaten und die damit verbundenen internationalen Prozesse und dokumentieren und erforschen Zustand und Wandel der israelischen und der palästinensischen Gesellschaft. Auch dieses Forschungszentrum berät und begleitet andere Friedensinitiativen und deren Bemühungen und kooperiert mit wissenschaftlichen Einrichtungen im In- und Ausland.

Mit eigenen Schriftenreihen trägt das Institut selbst zur Wissensvermehrung in der Friedens- und Konfliktforschung bei. Von besonderer Bedeutung sind dabei die „Surveys on the Arabs in Israel“. In dieser Reihe werden die Veränderungen innerhalb des arabischen Bevölkerungsteils Israels dokumentiert und analysiert und zu den verschiedenen Entwicklungen in der internationalen Politik, innenpolitischen Ereignissen und natürlich den Entwicklungen der israelischen Gesamtgesellschaft in Beziehung gesetzt. Vor allem diese Reihe wird auch außerhalb Israels wahrgenommen und stellt gerade für nicht-israelische Wissenschaftler eine wichtige Quelle zur Sozialstruktur- und Meinungsanalyse dieses wichtigen Teilbereichs der israelischen Gesellschaft dar.

Arbeit auf Gemeindeebene

Friedensarbeit kann sich jedoch nicht nur auf Erziehung und Forschung beschränken. Viele Menschen sind nicht in der Lage, die Angebote Givat Havivas zu nutzen. Außerdem sind jüdische und arabische Siedlungsstrukturen in manchen Gegenden so zerstreut, dass sich ein Kontakt zwischen den beiden Nationalitäten kaum entwickeln konnte. Aber selbst wenn jüdische und arabische Gemeinden nur einen Steinwurf voneinander entfernt liegen, sind sich die Nachbarn oft noch nie begegnet, kennen sich und ihre Lebensumstände oftmals nur aus den Medien. Diese Situation schürt Misstrauen und Ängste gegenüber den Anderen, die sich zumeist in weiterer Isolation, bisweilen aber auch in offener Feindschaft äußern. Wie überall ist auch hier der persönliche Kontakt und das direkte Kennenlernen des Nachbarn der erste Schritt zum gegenseitigen Verständnis. Viele jüdische und arabische Gemeinden in der Region und viele Kibbuzim haben dies mittlerweile erkannt und sind bereit, sich mit ihren Nachbarn auf einen Dialog und grundlegende Schritte der Gemeindepartnerschaft einzulassen.

Die Abteilung „Soziale Partizipation“ unterstützt diese Bemühungen durch Maßnahmen zur Vertrauensbildung und Lehrgänge für Angestellte der lokalen Verwaltungen. Gerade auf der Seite der lokalen arabischen Behörden fehlen vielfach administrative Kenntnisse und Fähigkeiten. Speziell für die Mitarbeiter dieser Behörden werden Schulungen angeboten, in denen die Teilnehmer ihre Qualifikation als Verwaltungskräfte erhöhen können und in denen sie vor allem lernen, Probleme mit ihren Nachbarn gemeinsam anzugehen und zu lösen. Diese zweijährigen Fortbildungen, die in Kooperation mit dem „Nationalen Komitee arabischer Lokalbehörden“ und dem israelischen Städte- und Gemeindebund veranstaltet werden, sind sehr erfolgreich. Drei Kurse sind mittlerweile gestartet und im Jahre 2004 sollen mindestens drei weitere Kurse neu angeboten werden.

Ebenso bietet diese Abteilung Programme für die Einwohner der jüdischen und arabischen Gemeinden im Wadi Ara an, also in der unmittelbaren geographischen Nachbarschaft von Givat Haviva. Hierbei soll vor allem das Bewusstsein für bürgerschaftliches Engagement und die Bereitschaft zur Kooperation gestärkt werden. In Kooperation mit dem israelischen Fußballmeister Maccabi Tel-Aviv wird ein Programm für Jugendliche in der Region angeboten, das die gemeinsame Begeisterung für

das runde Leder mit Hausaufgabenbetreuung und anderen außerschulischen Programmen kombiniert, ein Freizeitangebot das viele Jugendliche begeistert annehmen.

Gender: Zwischen Mainstream und Konflikt

Die Gründungsideale Givat Havivas Gleichheit, Gerechtigkeit und demokratische Rechte für alle machen vor keinen Grenzen halt, auch nicht vor Geschlechtergrenzen. Vor allem in der arabischen, aber auch in der jüdischen Teilgesellschaft Israels sind Frauen nach wie vor starken Benachteiligungen ausgesetzt. Beide liegen in Fragen der Chancengleichheit, der Gleichberechtigung und der Verteilungsgerechtigkeit weit hinter ihren „westlichen“ Geschlechtsgenossinnen. Einige dieser Fakten wirken sich bei arabischen Frauen besonders stark aus, da sie als Angehörige einer Minderheit doppelt benachteiligt sind. Zudem sind sie öfter von sozialem Abstieg und Armut bedroht, wenn Männer und männliche Familienmitglieder Opfer der Auseinandersetzungen werden und damit als die „natürlichen“ Ernährer der Familien ausfallen.

Mit der Gründung von „Noa/Nuha“, der Abteilung für Frauen- und Genderstudien, im Jahre 2002 ist das jüdisch-arabische Zentrum auch auf diesem Sektor aktiv geworden. Es geht dabei jedoch nicht nur um rein theoretische Arbeiten zum Geschlechterverhältnis in den israelischen Teilgesellschaften. Im Vordergrund der Aktivitäten steht immer das „Empowerment“, die Stärkung der Position der Frauen in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld und die Stärkung ihrer Rolle in der Gesellschaft. Die meisten dieser Programme sind daher Kurse, in denen Frauen zusätzliche berufliche Qualifikation erwerben können, um so aktiv das Familieneinkommen mitzutragen und um, falls ihre Männer als Ernährer ausfallen, eine ökonomische Basis zu besitzen. Auch alleinstehende, unverheiratete Frauen sollen so ökonomisch unabhängiger von ihren Familien werden. Gerade dies ist eine wichtige Grundlage für Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein.

Weitere Bausteine dieser Programme sind die generelle Stärkung des Selbstwertgefühls der Frauen und die Ermutigung, sich auch aktiv am gesellschaftlich-politischen Leben ihrer Gemeinden zu beteiligen und Verantwortung zu übernehmen. Indem weitere Ausbilderinnen geschult werden, soll auch hier wieder ein Multiplikatoreffekt erzielt werden: Frauen sollen Frauen unterrichten, mittelfristig auch ohne direkte Hilfe Givat Havivas.

Tiefenwirkung – Flächenwirkung

Die Region des Wadi Ara in der Nachbarschaft Givat Havivas beherbergt die zweitgrößte geschlossene arabische Gemeinde Israels: Rund 100.000 Araber leben hier, oftmals Tür an Tür mit beinahe ebenso vielen jüdischen Nachbarn. Vor diesem Hintergrund sind viele Projekte des jüdisch-arabischen Zentrums zu sehen. Sie mögen auf den ersten Blick provinziell erscheinen, doch diese regionale Einschränkung macht durchaus Sinn. Die Vermittlung von Verständigung, Koexistenz und Versöhnung ist dort am sinnfälligsten und nötigsten, wo die „gegnerischen“ Gruppen einander täglich begegnen und sich auf engstem Raum gegenüberstehen. In Tel-Aviv oder Ashdod, wo die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung jüdisch ist, ist Friedens- und Versöhnungsarbeit zwar beileibe nicht überflüssig, benötigt aber andere methodische Konzepte und arbeitet unter anderen strukturellen Voraussetzungen wie in den gemischten peripheren Regionen.

Es gibt noch eine weitere Region in Israel, in der jüdische und arabische Bevölkerungsteile räumlich eng, aber mental weit voneinander getrennt nebeneinander her leben: Der Norden Israels, und der Galil einschließlich des Großraums Haifa. Um auch hier die Beziehungen zwischen jüdischen und arabischen Nachbarn zu verbessern und eine Basis zur praktischen Erprobung von Koexistenz zu bieten, wurde im Jahre 1998 in Naharyia (Nordisrael) ein Zweiginstitut von Givat Haviva gegründet. Wie in Givat Haviva selbst werden hier vor allem Begegnungsprogramme sowie Kooperationen auf Gemeindeebene, Lehrerfortbildungen und Exkursionen angeboten. Auf diese Weise sollen auch die Bewohner der nördlichen Gebiete Israels mit den Konzepten und Idealen einer gleichberechtigten und demokratischen Gesellschaft vertraut gemacht werden und Berührungsgänge mit ihren Nachbarn verlieren.

Good News are Good News: Andere Medien im Konflikt

Sowohl die israelische als auch die palästinensisch-arabische Medienlandschaft ist in Bezug auf die Konfliktberichterstattung einseitig. Im Vordergrund steht auf beiden Seiten eine negative und die bestehenden Einstellungen verstärkende Berichterstattung. Alternative Entwürfe zum vorherrschenden Meinungs- und Stimmungsbild in beiden Gesellschaften und die Bemühungen der verschiedenen nationalen und internationalen NGOs um Frieden und Ausgleich schlagen sich in der aktuellen Nachrichten-

landschaft so gut wie nicht nieder. Mit der Beteiligung an dem israelisch-jordanisch-palästinensischen Jugendmagazin „Crossing Borders“ und dem Kooperationsprojekt „Peace Radio“ versucht Givat Haviva, sich diesem Trend entgegenzustellen.

Peace Radio

Das gemeinsame, israelisch-palästinensische Radioprojekt strahlt ab Frühjahr 2004 ein Programm der Verständigung und der Koexistenz in den Nahen Osten aus. Mit Beiträgen über die verschiedenen Friedensinitiativen, kulturellen und sozialen Aktivitäten in Israel und Palästina und nicht zuletzt mit viel Musik soll einer jungen Hörerschaft die Botschaft der Vernunft näher gebracht werden.

Im Gegensatz zu den bereits bestehenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich an das entsprechende Fachpublikum richten, setzt Givat Haviva mit diesen Projekten auf Breitenwirkung. Dabei kommen bewusst attraktive, junge und frische Mediendesigns zum Einsatz, um die wichtigste Zielgruppe der Friedensbotschaft zu erreichen: Jugendliche und junge Erwachsene. Beide Projekte werden durch die Europäische Union gefördert.

Crossing Borders

Indem sie gemeinsam ein Magazin produzieren, das alle zwei Monate erscheint, erlernen jüdische, arabische und jordanische Jugendliche die Grundsätze des Journalismus, aber auch die friedliche Auseinandersetzung mit schwierigen Themen. Das Erarbeiten von Inhalt und Form der jeweiligen Ausgaben und die – oftmals schwierige – Diskussion über die Themen erleichtern den Teilnehmern nicht nur die Erkenntnis über den Anderen, sondern auch über sich selbst.

Die Medienaktivitäten Givat Havivas gewinnen ihr Publikum vor allem durch Authentizität und Parität. Herausgeber und Redakteure gehören jeweils der jungen Generation an und sind ausnahmslos paritätisch besetzt. Auch hier ist es das Ziel, eine neue Generation von Journalisten und Medienschaffenden auszubilden, für die Begriffe wie Kooperation, Einvernehmen und Ausgleich

nicht nur Schlagworte im Tagesgeschäft sind, sondern alltägliche Erfahrung. Dass beide Projekte in Partnerschaft mit „Biladi / The Jerusalem Times“, der großen palästinensischen Tageszeitung und ihrem Herausgeber Hanna Siniora durchgeführt werden, ist ein Zeichen dafür, dass Givat Haviva auch im Medienbereich mit professionellen Partnern agiert, die die Notwendigkeit der Veränderung bestehender Verhältnisse erkannt haben.

Der Haviva Reik-Friedenspreis

Seit 1994 verleiht Givat Haviva den Haviva Reik Friedenspreis. Damit ehrt Givat Haviva diejenigen Menschen, die sich in besonderer Weise für Menschenrechte, Frieden und Völkerverständigung einsetzen. Preisträger waren bisher unter anderem der Sportler Muhammad Ali, die ägyptisch-amerikanische Friedensaktivistin Camelia Sadat, Tochter des ermordeten ägyptischen Präsidenten Anwar As-Sadat, der ehemalige Ministerpräsident von Niedersachsen, Sigmar Gabriel, der Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, Kurt Beck, und der Leiter der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, Hans-Georg Meyer. Für das Jahr 2003 ging der Preis an den Dirigenten Daniel Barenboim für sein ausdauerndes Engagement für Völkerverständigung und Koexistenz im Nahen Osten.

Internationale Anerkennung

Die vielfältigen und innovativen Projekte und die ständig neuen Ideen, mit denen Givat Haviva in dieser politisch und gesellschaftlich so schwierigen Situation wirkt, sind national und international nicht ohne Anerkennung geblieben. Das Begegnungsprogramm „Kinder lehren Kinder“ (KLK) ist inzwischen mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. 1993 erhielt es den „Preis des israelischen Erziehungsministeriums“. Im gleichen Jahr wurde es auch durch den damaligen israelischen Staatspräsidenten, Ezer Weizmann, ausgezeichnet. 1995 verlieh die Knesset Givat Haviva und dem Projekt KLK die Auszeichnung des israelischen Parlaments und auf der EXPO 2000 in Hannover wurde „Kinder lehren Kinder“ offiziell als besonders anerkanntes und wichtiges internationales Projekt präsentiert. Auch Givat Haviva als Ganzes erhielt mehrfach für seine unermüdliche Arbeit für jüdisch-arabische Verständigung und Frieden zwischen Israel

und seinen arabischen Nachbarn Auszeichnungen. So verlieh die katalanische Regierung dem Zentrum im Jahre 1994 den Preis „Premio Internacional 'Txemi Cantera' de Economia Social“. 1996 erhielt Givat Haviva den „Histadrut und Beit-Berl-Preis für Frieden und Koexistenz“ sowie 1999 den „Albert Schweitzer Preis“ der Chapman University, Kalifornien, für seine Arbeit im Sinne Albert Schweitzers. Im Jahre 2001 wurde dem Zentrum schließlich in Anerkennung seiner jahrelangen unermüdlichen und innovativen pädagogischen Arbeit der „UNESCO-Preis für Friedenserziehung“ verliehen, sicherlich eine der höchsten Ehrungen, die einer Friedensorganisation zuteil werden kann.

Zwischen Kunst, Ghetto und Internationalismus: Die anderen Arbeitsbereiche

Der israelisch-palästinensische und der jüdisch-arabische Konflikt sind nicht die einzigen Arbeitsfelder Givat Havivas. Mit seinen Forschungs-, Dokumentations- und Bildungszentren zum jüdischen Widerstand und der israelischen Arbeiterbewegung leistet Givat Haviva auch einen Beitrag zur Erforschung jüngerer und jüngster israelischer und jüdischer Geschichte und der Analyse ihrer Wirkung. Weitere Arbeitsgebiete sind neben der Kunsterziehung die internationale Bildungsarbeit und die Durchführung von PR-Kampagnen.

Kunsterziehung als Friedenserziehung

Mit seiner Verbindung von Kunst und Friedensarbeit arbeitet das Kunstzentrum Givat Havivas mit einer in Israel einzigartigen pädagogischen Konzeption: Es versucht sich in seinen Projekten durch kreative Arbeit in einem interkulturellen Umfeld im Brückenschlag zwischen den Kulturen. Da musische Beschäftigung gerade im Bereich der Friedenserziehung ein außerordentlich interdisziplinäres Vorhaben ist, steht das Kunstzentrum mit vielen seiner Projekte in enger Verbindung mit den anderen Abteilungen Givat Havivas. So wird beispielsweise bei der interkulturellen Arbeit oft auch auf die Fachkenntnis der Moderatoren des jüdisch-arabischen Zentrums zurückgegriffen. Neben seiner Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen unterhält das Kunstzentrum auch eine eigene Kunstschule für begabte und kunstinteressierte Schülerinnen, Schüler, Studentinnen und Studenten.

Vergangenheit als Verpflichtung

Das „Institut Moreshet“ wurde 1953 im Andenken an Mordechai Anilevich, den Anführer des Warschauer Ghetto-Aufstands, gegründet. Es ist konzipiert als Forschungs- und Bildungsstätte zum Holocaust und dem Widerstand in den Ghettos. Als Dokumentations- und Forschungsstätte sammelt das Zentrum Dokumente zum Holocaust, Zeugenberichte von Überlebenden und aus den Widerstandsbewegungen im Ghetto und wertet diese wissenschaftlich aus. Kontakte zu den anderen großen Forschungsstätten wie Yad Vashem garantieren der Forschungsgemeinde Einblicke in die Arbeit „Moreshets“ als einem Teil der Gesamtforschung zu Holocaust und Widerstand. Als Bildungsstätte führt das Institut Veranstaltungen und Ausstellungen im In- und Ausland durch. Auf diese Weise sollen einem Fachpublikum und der breiten Öffentlichkeit die neuesten Erkenntnisse des Studienzentrums vermittelt werden und das Schicksal der Ghettokämpfer bekannt gemacht werden. „Moreshet“ unterhält außerdem mit dem Magazin „Yalkut“ eine eigene Publikationsreihe, in der die neuesten Forschungen zum Holocaust dokumentiert und wissenschaftlich ausgewertet werden. Natürlich zählt auch die Vermittlung dieser Erkenntnisse an Schüler, interessiertes Publikum, Neueinwanderer und Multiplikatoren wie Lehrer oder Ausbilder zu den Aufgaben des Instituts. In Zusammenarbeit mit den Behörden und Bildungseinrichtungen vor Ort werden zudem Schüler- und Erwachsenenexkursionen in die Vernichtungslager und andere Stätten des Holocaust angeboten.

Arbeiter- und Kibbuzbewegung als Basis der israelischen Gesellschaft

Die Dokumentation und Erforschung der Jugendbewegung Hashomer Hatzair und der Kibbuz-Artzi Föderation sowie der Geschichte der Arbeiterbewegung in Israel übernimmt das „Zentrum Yad Ya'ari“. Die Arbeit dieses Zentrums gliedert sich in zwei Bereiche auf: Ein umfangreiches Archiv sammelt, archiviert und konserviert Dokumente und Zeugnisse der Jugend- und der Kibbuzbewegung. In der Forschungsabteilung werden diese Materialien ausgewertet und sodann in Zusammenarbeit mit anderen Forschungsstellen in Israel und dem Ausland in ihren jeweiligen historischen, gesellschaftlichen und internationalen Kontext eingebettet. Gegründet 1958, ist Yad Ya'ari das zweitälteste Zentrum Givat Havivas.

Im Archiv Yad Ya'aris lagern zehntausende teilweise einzigartige Dokumente aus den Anfangstagen der Bewegung Hashomer Hatzair aus der ganzen Welt, aber auch Dokumente der israelischen Parteienlandschaft, Dokumente aus vorstaatlicher Zeit sowie die persönlichen Hinterlassenschaften vieler prominenter Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung und der frühen Jahre des jüdischen Gemeinwesens im Mandatsgebiet Palästina und dem frühen Staat Israel. Das Archiv ist Teil des offiziellen israelischen Staatsarchivs und Wissenschaftlern sowie der Öffentlichkeit zugänglich. Die wichtigsten aktuellen Aufgaben des Archivs sind die Digitalisierung und Methodisierung der Tondokumente sowie des umfangreichen Bildmaterials.

Lesen bildet: Die Friedensbibliothek

Im Jahre 2001 wurde die neue Bibliothek Givat Havivas eröffnet. Sie ist benannt nach Sarah und Yaakov Eshel, zwei Mitgliedern des Kibbuz Hatzor, deren unermüdliche und jahrzehntelange Friedensbemühungen mit dieser Namensgebung eine posthume Ehrung erfuhren.

Die Bibliothek fasst drei Sammlungen zusammen, die zuvor getrennt auf dem Campus Givat Havivas existierten: Die eigentliche Bibliothek, die Ausstattung des jüdisch-arabischen Zentrums und die Bibliothek Moreshets. Die Zusammenlegung dieser drei Bestände ließ mit über 60.000 Einzelbänden und gut 400 Periodika eine der größten nichtstaatlichen Bibliotheken Israels entstehen.

Die Bandbreite der Sammlung reicht von den klassischen Sozialwissenschaften Pädagogik, Psychologie, Politologie und Soziologie über Nahoststudien bis hin zur Geschichtswissenschaft und zu den Errungenschaften Moreshets mit seinen umfangreichen historischen und zeitgenössischen Originaldokumenten und Zeitzeugenberichten zum Holocaust und seiner Wirkungsgeschichte.

Die Bibliothek enthält die in Israel größte Sammlung an Arbeiten zu Palästina und den Palästinensern, darunter zum Teil wertvolle Originale, die teilweise noch aus dem frühen 20. Jahrhundert stammen. Die Sprachen der in der Bibliothek vertretenen Literatur sind vorwiegend Hebräisch, Arabisch und Englisch, so dass sie nicht nur Kursteilnehmer und Wissenschaftler in Givat Haviva als Literaturquelle nutzen, sondern auch zunehmend ausländische Forscher und Studenten.

Internationale Kooperation: Die Außenwirkung Givat Havivas

Mit seiner Arbeit wird Givat Haviva auch im Ausland zunehmend zu einem Synonym für professionelle sozial- und gesellschaftspolitische Arbeit und kompetente Friedenserziehung. Damit steigt auch die Notwendigkeit, für Außenwirkung und internationale Bekanntheit zu sorgen sowie die Kooperation mit internationalen Partnern zu verstärken. Diese Aufgaben übernehmen sowohl das „International Departement“ als auch die Presseabteilung Givat Havivas.

Das Interesse ausländischer Besucher an der Arbeit des Zentrums steigt, und viele Fachleute und interessierte Laien besuchen den Campus und nehmen an seinen Veranstaltungen teil.

Das „International Departement“ übernimmt die Betreuung dieser Besuchergruppen und entwickelt entsprechend ihrer Wünsche und Anforderungen maßgeschneiderte Programme. Das Angebot ist dabei im Prinzip unbegrenzt und reicht von speziellen Fortbildungskursen für ausländische Journalisten über Friedens- und Konfliktpädagogik für Beschäftigte im Sozialbereich oder Trainingseinheiten für Kibbuzvolontäre bis hin zu Eingliederungskursen für Neueinwanderer und zu Seminaren und Kongressen mit den verschiedenen internationalen jüdischen Bewegungen, die regelmäßig Givat Haviva besuchen.

Im Jahre 2003 nahmen rund 5.000 ausländische Besucher aus über zwei Dutzend Ländern an den verschiedenen Programmen teil, die in fast allen wichtigen Sprachen der Welt angeboten werden konnten.

Zusammen mit dem „International Departement“ sorgt die Presseabteilung Givat Havivas für die Außenwirkung, da die Organisation einen umfassenden Anspruch verfolgt und nicht nur in Israel selbst einen hohen Bekanntheitsgrad erlangen möchte. Insbesondere in der vorherrschenden Situation, in der das Bild des Nahen Ostens von Gewalt und vergeblichen politischen Bemühungen Frieden zu schaffen dominiert ist, wird es für Einrichtungen wie Givat Haviva immer bedeutsamer, auch international Präsenz zu beweisen. Die Organisation vermittelt der Welt das Bild eines anderen Israels, in dem sowohl Juden als auch Araber weiterhin ambitioniert an einer friedlichen Konfliktlösung arbeiten. Zum anderen sucht sie den Kontakt zur Realität und erkennt mit ihren Aktivitäten die aktuellen und akuten Entwicklungen an.

Es ist noch ein langer Weg

Die Arbeit Givat Havivas ist noch lange nicht beendet. Ein friedlicher und gemeinsamer Naher Osten, der Heimat für alle seine Einwohner ist, scheint in weiter Ferne zu liegen. Die Mission Givat Havivas und vieler anderer Friedensorganisationen wird noch Jahre, wahrscheinlich sogar Jahrzehnte andauern. Es ist eine Mission voller Unwägbarkeiten mit immer neuen Herausforderungen und Hindernissen. Um diesen Weg erfolgreich zu Ende gehen zu können, wird nicht nur der unermüdliche Einsatz der Mitarbeiter vor Ort benötigt. Gebraucht wird vor allem die Freundschaft und Unterstützung der Menschen im In- und Ausland, die gemeinsam mit Givat Haviva an die Möglichkeit der Koexistenz und des friedlichen Zusammenlebens der Völker glauben und die bereit sind, Givat Haviva bei seiner Arbeit auf dieses Ziel hin zu unterstützen.

Keiner vermag zu sagen, welche Wegstrecke noch vor uns liegt und welche Richtungen wir noch einschlagen müssen, bis das Ziel endlich erreicht ist. Die Friedensarbeiter von Givat Haviva aber sind froh darüber, den Weg nicht alleine, sondern gemeinsam mit Freunden in aller Welt zu beschreiten. Und sie sind stolz darauf, dass das Land Rheinland-Pfalz und seine Bürger sie nun bereits seit zehn langen und ereignisreichen Jahren begleiten.



MIT DEN AUGEN DES ANDEREN

Eröffnung der Ausstellung

am Mittwoch, den 3. Dezember 2003 in der Lobby des Landtags Rheinland-Pfalz

Begrüßung:

Landtagspräsident Christoph Grimm

Einführung:

Ministerpräsident Kurt Beck,
Träger des Haviva-Reik-Friedenspreises

Grußworte:

Alex G. Elsohn,
International Relations – Director Europe Givat Haviva
Riad Kabha,
Direktor des jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden,
Givat Haviva

Musikalische Umrahmung:

Werke von Darius Milhaud und Erwin Schulhoff
Hartmut Feja, Oboe
Petra Schwandtner, Klarinette
Ursula Kramer, Fagott

Landtagspräsident Christoph Grimm:

Meine sehr verehrten Damen und Herren, heute morgen sind viele und bedeutende Persönlichkeiten hier. Dies ist ein Hinweis darauf, dass wir eine wichtige Ausstellung eröffnen. Vor allen Dingen dokumentiert es die Verbundenheit mit der Arbeit von Givat Haviva, einer Organisation, ja einer Institution, mit der der Landtag von Rheinland-Pfalz und die Landesregierung von Rheinland-Pfalz seit über einem Jahrzehnt verbunden sind. Ich freue mich, zwei Repräsentanten von Givat Haviva sehr herzlich gelegentlich dieser Ausstellung begrüßen zu können: zum einen einen der Kodirektoren, unseren langjährigen Freund Riad Kabha. Herzlich willkommen! Nice to see you again here in Rheinland-Pfalz. Zum anderen Alex G. Elsohn, der ihn begleitet, und der bei Givat Haviva für internationale Beziehungen verantwortlich ist. Man könnte auch sagen: Er ist seit einiger Zeit wieder „fundraiser“ Givat Havivas. Der eine oder andere kennt ihn möglicherweise noch persönlich: Bis 1994 hatte er bereits einmal diese Funktion inne; damals haben wir uns in Israel kennengelernt.

In der Zwischenzeit hat uns immer wieder ein weiterer Repräsentant von Givat Haviva besucht, auf die Arbeit der Organisation aufmerksam gemacht und uns natürlich auch für die Probleme von Givat Haviva sensibilisiert, die politischen wie die finanziellen: Es ist Danny Wieler, der heute nicht hier sein kann. Ich habe gestern mit ihm telefoniert Givat Haviva hatte nicht das Geld für drei Flugtickets. Damit sind wir eigentlich schon bei einem ganz wesentlichen und entscheidenden Punkt. Ich möchte das aber nicht vertiefen – das ist auch nicht meine Aufgabe –, sondern Sie ganz herzlich hier begrüßen. Ich freue mich besonders, dass der Haviva-Reik-Preisträger von 1996 – einer hohen Auszeichnung von Givat Haviva –, Ministerpräsident Kurt Beck, heute hier ist. Er wird auch in die Ausstellung einführen und noch einiges zur Arbeit von Givat Haviva sagen. Herr Ministerpräsident, vielen Dank, dass Sie hier sind!

Ich freue mich, dass neben vielen Repräsentanten des öffentlichen Lebens heute am Fraktionstag im rheinland-pfälzischen Landtag so viele Abgeordnete hier sind. An der Spitze sehe ich einige Fraktionsvorsitzende: Joachim Mertes, Christoph Böhr. – Auch andere haben sich angesagt wie Frau Vizepräsidentin Hammer. Ich erwähne dies nicht pflichtgemäß, sondern weil ich mich darüber freue, dass damit zum Ausdruck gebracht wird, dass die Unterstützung von Givat Haviva von allen Fraktionen

des rheinland-pfälzischen Landtags aus tiefer Überzeugung getragen wird und auch weiter getragen werden wird, auch unter schwerer werdenden und gewordenen Haushaltsbedingungen. Ich denke, dass das schon einmal eine wichtige Botschaft an unsere Freunde aus Israel ist.

Meine Damen und Herren, ich freue mich, dass Sie heute Morgen hier sind. Das unterstreicht nicht nur das Interesse an der Arbeit von Givat Haviva, sondern will auch Unterstützung signalisieren. Das ist der Sinn und Zweck dieser Ausstellung und der Diskussion heute Abend, zu der ich Sie bereits jetzt schon herzlich einlade. Das Gespräch findet um 19.30 Uhr im Wappensaal des rheinland-pfälzischen Landtags statt. Noch einmal herzlich willkommen!

Ministerpräsident Kurt Beck:

Verehrter Herr Landtagspräsident, verehrte Frau Vizepräsidentin, meine Damen und Herren Kolleginnen und Kollegen aus dem Parlament und der Regierung, verehrte Gäste dieser Veranstaltung und vor allem: Liebe Freunde von Givat Haviva!

Es ist uns allen eine große Freude, dass wir uns heute wieder begegnen. Und es nötigt uns allen größten Respekt ab, wie kontinuierlich Givat Haviva seine Idee und seine Arbeit in einer Zeit fortsetzt, in der es sicherlich viele Stunden und Tage gibt, an denen man eher verzweifeln möchte, als an die Hoffnung und an das Gute zu glauben, daran, dass ein friedliches Miteinander zwischen Israelis und Palästinensern, Palästinensern und Israelis möglich sein kann. Dass Givat Haviva seine Arbeit unermüdlich fortsetzt, ist schon für sich ein unendlicher Wert.

Die Arbeit von Givat Haviva hat vor allem eine ganz praktische Bedeutung für die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, die bei Givat Haviva zusammenkommen und miteinander reden, anstatt übereinander zu reden oder sich gar Schlimmeres anzutun. Besonders wichtig ist hier der Bereich Bildung, vor allem die Informationen über den anderen, die den Menschen durch Givat Haviva vermittelt werden. Wenn in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft eine friedliche Basis des Miteinanders gefunden worden ist, kann an das angeknüpft werden, was Givat Haviva und andere in dieser Zeit leisten, in der furchtbarer Bombenterror herrscht, in der Panzergranaten, die Häuser zerstören, das Bild prägen.

Wenn wir ehrlich sind, sind das auch die Bilder, die wir zuerst mit dieser Region in Verbindung bringen, wiewohl es uns allen viel lieber wäre, an die vielen schönen freundschaftlichen Begegnungen zu denken, die wir sowohl in Häusern von palästinensischen Bürgern als auch in Einrichtungen von israelischen Bürgern erlebt haben: Wir haben miteinander gegessen; wir haben miteinander gesungen, miteinander die Tage verbracht. Das hinterließ einen tiefen Eindruck, der unvergesslich ist, und wir müssen uns bemühen, nicht nur die Bilder der Zerstörung vor uns zu haben, sondern diese Bilder, weil sie Hoffnung machen.

Ich habe in der Ausstellung „Mit den Augen der anderen“ von Prominenten gestaltete Postkarten gesehen, die als Friedensgrüße verschickt worden sind. Eine ganz einfache Karte hat mich besonders beeindruckt: Eine Weltkugel und ein kleiner Hund, der den Mond und den Sternenhimmel anheult und ihm eine Liebeserklärung macht. Ich glaube, dies kann ein Bild für den Gedanken sein, der dem Versöhnungswerk von Givat Haviva zugrunde liegt: sich nicht unterkriegen lassen, auch wenn man noch so klein ist und die Aufgabe im Moment riesengroß und fast unlösbar wirkt; und - selbst auf die Gefahr hin, von anderen fast belächelt zu werden - zu sagen: Ich will aber etwas anderes. Ich will den Himmel nicht nur bewundern, sondern ihn wieder herunterholen, zumindest in dem Sinne, dass wir friedlich miteinander leben, uns gegenseitig respektieren und voneinander lernen. Nicht aufzugeben, dennoch durchzuhalten, auch wenn es in die Doktrin der einen oder anderen Seite, die auf Gewalt und Auseinandersetzung setzt, nicht passen mag, das ist entscheidend.

Dass wir Deutschen in dieser Situation eine ganz besondere Verantwortung haben, resultiert aus der unglücklichen Zeit, in der wir an dem unermesslichen Unheil und den furchtbaren Verbrechen schuld waren, die dem jüdischen Volk angetan wurden. Unsere Zuneigung und Zuwendung gegenüber dem jüdischen Volk ist jedoch mit dem Wunsch verbunden, dass es in Frieden mit seinen Nachbarn lebt. Und diese Nachbarn - das palästinensische Volk - sollen in gleicher Weise das Gefühl haben, von uns begleitet und gemocht zu werden. Wenn sich diese Haltung in Europa und der Welt noch stärker durchsetzt und immer wieder neue Anläufe zur Schaffung einer friedlichen Koexistenz unternommen werden, dann kann sich – wie wir hoffen – zukünftig ein gutes Miteinander entwickeln.

Bei uns, die wir an der Grenze zu Frankreich leben, war ebenfalls über ein Jahrhundert lang nicht die Rede davon, dass wir Nachbarn sind – wie dies ja auch für die Völker im Nahen Osten gilt – im Gegenteil: es wurde die unsinnige Ideologie von der Erbfeindschaft verbreitet. Wir haben uns in zwei Weltkriegen, die von Deutschland ausgingen, gegenseitig Schrecklichstes angetan. Dass es möglich war, aus dieser Situation heraus nicht nur ein friedliches Nebeneinander, sondern eine tiefe Freundschaft zu entwickeln, ist eines der Zeichen auf der Welt, das man sich ab und an in Erinnerung rufen muss, um die Hoffnung nicht zu verlieren.

Beeindruckt von dem, was wir hier sehen, von dieser großen Aufgabe und wie sie in gemeinsamer Anstrengung wahrgenommen wird, wünsche ich uns allen am heutigen Tag, dass davon Kraft ausgehen möge, auch für diejenigen, die an den Schalthebeln der Macht sitzen. Dies gilt für die Verantwortlichen in Israel und in den palästinensischen Autonomiegebieten. Dies gilt für alle, die Einfluss und Möglichkeiten haben, auf die Situation politisch einzuwirken. Sicherlich können und müssen wir Europäer versuchen, uns noch intensiver um den Friedensprozess zu bemühen, als dies bisher der Fall war. Sicherlich kommt es darauf an, mit unseren Appellen nicht nachzulassen. Es kommt darauf an, sie auch an unsere amerikanischen Freunde zu richten, die ihre Möglichkeiten immer wieder genutzt und wiederholt Friedensinitiativen ins Leben gerufen haben.

Wir alle wissen, dass dieser Konflikt, diese furchtbare Auseinandersetzung mit Granaten und Bomben, Krieg und Terror auch stellvertretend steht für vieles, was sich an schrecklichen Entwicklungen zwischen der islamischen Welt und zwischen anderen Teilen der Welt abzeichnet. Wir brauchen Zeichen des Friedens und Zeichen des Miteinanders. Alle, die daran mitwirken, werden dringend gebraucht.

Hier trägt die Staatengemeinschaft Verantwortung, aber eben auch die Menschen vor Ort. Givat Haviva zeigt, dass es möglich ist, auch in schwierigsten Zeiten ein Licht am Leuchten zu halten. Wo stünden wir heute, hätten nicht in den Zeiten des Naziterrors in Deutschland viele Menschen - zwar leider nicht so viele, wie es hätten sein müssen, aber doch viele – Widerstand geleistet, aufgebeht und für Recht und Verantwortlichkeit den Menschen gegenüber gerungen und gekämpft, wenn auch ihr Kampf oft erfolglos war oder ihr Widerstand eher symbolischen Charakter hatte? Dennoch hat uns dies nach Kriegsende geholfen: Wir hatten

die Möglichkeit, an ihre Ideen anzuknüpfen, auf die Menschlichkeit und die Hoffnung aufzubauen, die nicht völlig zertrampelt werden konnte, und so ein Stück weit mit unserer Schuld und Verantwortung zurechtzukommen. Ich glaube, dass Givat Haviva diese Hoffnung für die Welt aufrecht erhält. Dafür danke ich Ihnen.

Alex G. Elsohn, Givat Haviva, International Relations:

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Christoph Grimm, sehr geehrter Herr Ministerpräsident Kurt Beck, sehr geehrte Fraktionsvorsitzende, sehr geehrte Abgeordnete, liebe Mitglieder des Freundeskreises von Givat Haviva aus Rheinhessen, liebes Vorstandsmitglied Horst Wenner leider nicht hier: das Gründungsmitglied Andrea Bähler liebe Freundinnen und Freunde!

Hier im Landtag von Rheinland-Pfalz vor Ihnen zu stehen und sprechen zu dürfen, ist ein ganz besonderer Moment. Es ist eine Ehre für mich, als Vertreter von Givat Haviva im Kreise von Freunden und Freundinnen, von Partnern auf einem gemeinsamen Weg hier sprechen zu dürfen.

1993, vor zehn Jahren, begann die außerordentliche Geschichte unserer Beziehung. Wir verdanken es der Initiative von Hans-Georg Meier, dem Leiter der Landeszentrale für politische Bildung, dass unsere kleine Institution im Nahen Osten hier Aufmerksamkeit und Beachtung gefunden hat. Die in der Folge stattfindenden Besuche des Ministerpräsidenten Kurt Beck und immer wiederkehrend des Landtagspräsidenten Christoph Grimm sowie der Besuch des Ältestensrats sind für uns in Givat Haviva, Juden wie Araber, ein großes Zeichen persönlicher Solidarität mit den Menschen in der Konfliktregion.

Insbesondere freut uns die fraktionsübergreifende Unterstützung unserer Arbeit. Diese Hilfe über die Parteigrenzen hinweg ist auch ein Ausdruck des Volkswillens für einen gemeinsamen Einsatz für den Frieden und die interkulturelle Verständigung.

Für die Möglichkeit, dieses Jubiläum unserer Beziehung mit einer Ausstellung hier im Landtag würdigen zu dürfen, möchte ich mich beim Landtag Rheinland-Pfalz auch im Namen meiner Kolleginnen und Kollegen in Givat Haviva herzlich bedanken. Ebenfalls dankend erwähnen möchte ich die Bundeszentrale für politische Bildung, ohne deren Unterstützung diese Ausstellung nicht zustande gekommen wäre.

Auf unserem Weg sind es oft diese kleinen Schritte, die am Ende zum Überwinden großer Schranken führen. Manchmal sind die von außen betrachteten kleinen Schritte aber schon Riesensprünge für diejenigen, die sich bewegen. Eine wirkliche Orientierung auf diesem Weg ist für die Beteiligten kaum möglich. An jeder Kreuzung, bei jedem der leider alltäglichen Konfliktereignisse muss sich ein jeder Mensch immer wieder von neuem entscheiden, ob und wie er oder sie weitergehen soll und ob er das überhaupt will.

Am Ende unseres Weges erhoffen wir uns, als Erfolg unserer Arbeit einen kleinen Beitrag zu einem friedlicheren Nahen Osten geleistet zu haben.

Der Umfang und die Bedeutung des Wirkens meiner Kolleginnen und Kollegen in Givat Haviva ist im Rahmen einer Ausstellung eigentlich kaum vermittelbar. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selbst müssten hier stehen und erzählen, was in ihnen während unserer Projekte vorgegangen ist: Es ist ein persönlicher, individueller Prozess, den die Menschen im Rahmen unserer Aktivitäten durchlaufen. Das ist die Essenz unserer Arbeit.

Ich möchte daher die Worte einer arabischen Jugendlichen wiedergeben, die an einem der hier ausgestellten Projekte teilgenommen hat. Es handelt sich um einen Fotokurs für jüdische und arabische Jugendliche, in dessen Verlauf die praktische Fotoarbeit in den Häusern und Wohnungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stattfindet: Jüdische Jugendliche wählen Objekte und Motive in arabischen Heimen und umgekehrt. Der Titel des Projekts lautet entsprechend „Mit den Augen des Anderen“ und gab auch unserer Ausstellung ihren Titel.

Zitat: „ ...es ist ein Projekt, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog und viele Fragen aufwarf. Was? Wie? Juden und Araber zusammen? Endlich beschloss ich, mich anzumelden und so war das dann: Wir begannen das Projekt vor weniger als einem Jahr. Zu Beginn, ich sage Ihnen die Wahrheit, fühlte ich mich fremd und anders, speziell gegenüber den Juden. Aber dieses Gefühl wich langsam, je mehr die Zeit verging, wir miteinander arbeiteten, uns gegenseitig fotografierten, uns in unseren Häusern besuchten, die Eltern und Nachbarn der Teilnehmer kennenlernten.“

Solche Gefühle – menschliche Entwicklungen – lassen sich nur bedingt in Bildern wiedergeben. Für unsere Ausstellung haben wir daher drei Projekte ausgewählt, die einigermaßen gut visuell dokumentierbar sind.



Nicht bildhaft darstellbar ist dagegen die Mehrheit unserer Projekte: Es sind die Begegnungs- und Dialogaktivitäten mit Schulklassen, mit Erwachsenen, in den Universitäten, in den Städten und Dörfern und auch bei uns auf dem Campus von Givat Haviva selber.

Dass wir uns dieses Jahr, 2003, mit einer Ausstellung hier zeigen dürfen, ist für uns zugleich ein zweiter Festakt: Das jüdisch-arabische Zentrum für Frieden kann dieses Jahr den vierzigsten Geburtstag begehen. Vier bewegte Jahrzehnte waren es, und das Zentrum versuchte dabei, auch selbst nicht stillzustehen. Natürlich sind wir beeinflusst durch die Realitäten des Nahen Ostens. Wir können es uns aber nicht leisten, uns davon unterkriegen zu lassen, uns treiben zu lassen, anstatt selbst anzutreiben.

Die Eröffnung unserer Ausstellung hier in Mainz hat noch eine weitere Bedeutung: Es ist eine Möglichkeit, uns zu bedanken. Ohne finanzielle Hilfe und Unterstützung von Außen wären alle unsere kleinen Schritte nicht möglich gewesen. Ohne sie hätten wir nicht in Bewegung bleiben können; dies umso mehr, als dass sich die Unterstützung durch die israelischen Ministerien stetig verringerte und auch dieses Jahr praktisch gleich null ist.



Die Unterstützung aus Rheinland-Pfalz war und ist ein wesentlicher Beitrag zu unserer Existenz. Sie ist der Grundpfeiler für weitere Hilfe, die uns aus Deutschland zuteil wird: durch Privatpersonen, Stiftungen, Unternehmungen, durch andere Bundesländer und aus dem Auswärtigen Amt.

Als Ausdruck unseres Dankes möchten wir diese kleine Ausstellung hier zeigen und hoffen, möglichst vielen Bürgerinnen und Bürgern im Land das Bild eines anderen Nahen Ostens vermitteln zu können: ein Bild von der Möglichkeit der Koexistenz und der Zusammenarbeit, das Bild eines alternativen Weges, heraus aus dem Konflikt, heraus in Richtung Frieden, eines Weges, den wir auch weiterhin Hand in Hand mit Rheinland-Pfalz gehen wollen.

Riad Kabha, Jüdisch-arabisches Zentrum für den Frieden Givat Haviva:

[Übersetzung aus dem Arabischen von Alex G. Elsohn]

Den Unterschied zwischen Ihrem Land und anderen Staaten dieser Welt sieht Riad Kabha darin, dass sich die anderen Staaten zwar für den Konflikt interessieren und von außen her versuchen

Lösungsmodelle zu erarbeiten, aber hier in Rheinland-Pfalz ist es anders: Da wird direkt mit den Leuten vor Ort mitgearbeitet, um eine solche Lösung nicht nur zu finden, sondern auch umzusetzen.

Riad Kabha kommt aus Genf. Er war zur Unterzeichnung der Genfer Initiative vorgestern dort und er hat gesehen, wie die Initiative und die effektive Arbeit dort von Nichtregierungsorganisationen und Zivilisten getragen wird.

Der Regierungsauftrag, der eigentlich bei der israelischen Regierung, respektive den palästinensischen Autonomiebehörden liegen würde, wird immer weniger wahrgenommen, sodass diese Führungsverantwortlichkeit zu immer größeren Teilen auf die Nichtregierungsorganisationen übergeht.

Auch als Palästinenser muss er sagen, dass die Palästinenser viele Möglichkeiten nutzlos verstreichen ließen – 1947, 1948 und später –, aber jetzt müsse eben festgestellt werden, dass auch die israelische Seite Möglichkeiten nicht nutzt. Sodass eigentlich die einzige Aufgabe im Moment darin besteht, durch solche Bemühungen, wie wir sie vertreten, den Terror und die Gewalt beiseite zu schieben und über die Zivilbevölkerung den Frieden zu stärken.

Heute siegt bei den Regierungen und den Volksvertretern die Furcht und die Angst und der Hass.

Angst und Furcht haben keine Grenzen.

Wer heute über den Zaun hinaus hasst, der wird sehr wahrscheinlich in Zukunft auch innerhalb seines Hauses diesen Hass weitertragen.

Es ist uns verboten, dies zuzulassen. Es ist uns verboten zuzulassen, dass der Hass und die Feindschaft siegen wird, sondern wir müssen dafür sorgen, dass es die Liebe zum Nächsten und das Verständnis für die anderen sein wird.



STRATEGIEN DER KONFLIKTBEWÄLTIGUNG IM NAHEN OSTEN

**Ein Abendgespräch mit Klaus Jensen, Alex G. Elsohn und
Riad Kabha**

am Mittwoch, den 3. Dezember 2003 im Wappensaal des
Landtags Rheinland-Pfalz

Begrüßung und Einführung:
Landtagspräsident Christoph Grimm

Es diskutieren:
Klaus Jensen, Staatssekretär a. D.
Vorstandsmitglied,
Klaus-Jensen-Stiftung für zivile Konfliktbehandlung
Alex G. Elsohn,
International Relations – Director Europe, Givat Haviva
Riad Kabha,
Direktor des jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden,
Givat Haviva

Landtagspräsident Christoph Grimm:

Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herren, seien Sie im Wappensaal des rheinland-pfälzischen Landtags zu einem Abendgespräch herzlich begrüßt. Wir, das heißt der Landtag Rheinland-Pfalz und Givat Haviva Deutschland, freuen uns, dass Gäste aus Israel bei uns sind, und zwar Repräsentanten von Givat Haviva, einer Institution, die Sie alle kennen.

Wir freuen uns über die Anwesenheit von Riad Kabha und Alex Elsohn, die aus Gründen, die auch mit einer zehnjährigen Partnerschaft zu tun haben, in Mainz sind. Diese Partnerschaft besser: diese Freundschaft gründet sich darauf, dass wir Rheinland-Pfälzer einen kleinen, einen winzigen Beitrag dazu leisten wollen, dass Palästinenser und Israelis, Muslime und Juden friedlich als Nachbarn und vielleicht irgendwann einmal sogar als Partner oder als Freunde zusammenleben.

Aus unserer eigenen Geschichte wissen wir, dass so etwas nicht unmöglich ist. Jahrhundertlang galten Franzosen und Deutsche als Erbfeinde. Das hat sich auch in schrecklichen Bilanzen mit vielen Millionen Toten in den Kriegen zwischen Deutschen und Franzosen niedergeschlagen. Aus den Erbfeinden sind zunächst friedlich miteinander lebende Nachbarn geworden. Heute gelten die Deutschen für die Franzosen als verlässlichste Partner und Freunde und umgekehrt die Franzosen als unsere besten Freunde und Partner. Man sieht, dass nichts unmöglich ist und es sich lohnt, dafür zu arbeiten. Givat Haviva hat sich seit über 40 Jahren dieser Hoffnung verschrieben.

Meine Damen und Herren, es ist ein Zeichen der Hoffnung, dass nach zweijähriger Vorarbeit am 1. Dezember eine israelische und eine palästinensische Delegation unter Führung des früheren Justizministers Jossi Beilin und des ehemaligen Mitglieds der palästinensischen Autonomiebehörde Jasser Abed Rabbo ein Dokument unterschrieben, das als Genfer Initiative bezeichnet worden ist.

An diesen Verhandlungen in den letzten Tagen und Wochen war für eine gewisse Zeit auch Riad Kabha dabei, der Direktor des jüdisch-arabischen Zentrums für den Frieden in Givat Haviva. Wir haben heute Abend die Chance, von ihm aus erster Hand über den Geist dieser Verhandlungen und das Ergebnis zu erfahren. Wir freuen uns darüber, dass sich diese Gelegenheit heute bietet.

Es ist ein Zeichen der Hoffnung. Avraham Burg, der auch einer der politischen Protagonisten dieser Zusammenarbeit ist, hat kürzlich gesagt: „die Zeit ist reif für klare Alternativen. Jeder, der sich weigert, eine kristallklare Position zu präsentieren, unterstützt faktisch den Untergang.“ Das wollen wir nicht. Wir wollen mit dieser Veranstaltung heute Abend ein Zeichen der Hoffnung setzen. Ich freue mich, dass sich kompetente Gesprächspartner zu diesem Abendgespräch zusammengefunden haben.

Riad Kabha und Alex Elsohn, ich begrüße Sie noch einmal im Namen des Landtags von Rheinland-Pfalz. Ich begrüße Frau Vizepräsidentin Grützmaker und die Kolleginnen und Kollegen aus dem Landtag und als Repräsentantin und stellvertretend für die Regierung, die diese Partnerschaft seit vielen Jahren pflegt, Frau Staatsministerin Malu Dreyer.

Ich freue mich, dass der ehemalige Staatssekretär im Sozialministerium Klaus Jensen heute Abend dieses Gespräch moderieren und führen wird. Er hat sich seit vielen Jahren mit viel Engagement und Herzblut nicht nur mit all den Fragen befasst, die mit Frieden in der Welt und unserer Gesellschaft zu tun haben, sondern er ist einer, wenn nicht sogar der Gründer der Arbeitsgemeinschaft Frieden in Trier gewesen. Ich weiß mich an Kontakte nach Israel zu erinnern: Er hat damals eine Gruppe von Studierenden nach Trier geholt, die, glaube ich, die Räume angestrichen haben. Von daher ist wohl kaum jemand kompetenter, sich an diesem Gespräch heute Abend zu beteiligen.

Ich freue mich, dass es zu dieser Veranstaltung zu diesem Zeitpunkt gekommen ist. Ich wünsche uns einen reichen Ertrag aus dem, was wir zu hören bekommen. Noch einmal herzlich willkommen!

Klaus Jensen, Stiftung für zivile Konfliktbehandlung:

Sehr geehrter Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren, ich darf Sie in meiner etwas zweigeteilten Funktion herzlich willkommen heißen, nämlich zum einen als Moderator. Zum anderen werde ich aber sicherlich auch zu einigen wichtigen Fragen, die wir insgesamt an die beiden Gäste zu stellen haben, zusätzliche Anmerkungen einfügen.

Ich freue mich ganz besonders, dass ich das Gespräch heute Abend moderieren darf. In der Einladung steht „Abendgespräch“. Wir haben bei der Vorbereitung diesen Titel gewählt,



weil wir von einer etwas kleineren Gruppe ausgegangen sind. Erfreulicherweise haben sich viele eingefunden. Wir wollen trotzdem versuchen, den Charakter eines Abendgesprächs beizubehalten. Das heißt, es gibt keine Podiumsdiskussion und langen Vorträge, sondern die beiden Gäste, Herr Elsohn und Herr Kabha, werden über sich persönlich, über ihre Hoffnungen, ihre Erwartungen, ihre Ziele und ihre Arbeit berichten. Sie werden natürlich, weil das heute Abend im Vordergrund steht, über die Organisation Givat Haviva berichten, und zwar über ihren Wirkungsbereich und ihre Kontakte.

Wir werden dann gemeinsam über die derzeitige Situation im Nahen Osten sprechen, und zwar über das, was an Konzepten zur Lösung des Nahost-Konflikts zurzeit diskutiert wird. Landtagspräsident Christoph Grimm hat die Genfer Initiative

angesprochen, die ganz frisch ist. Es gibt andere, wie zum Beispiel die „Road Map“ und so manche Variante der verschiedenen Pläne. Für uns ist wichtig zu hören, wie Menschen, die sich seit Jahrzehnten dort engagieren, diese Konzepte bewerten und wie wir sie unterstützen können. Es hat seinen guten Grund, dass sie in Deutschland Ausstellungen zeigen und zum Gespräch zur Verfügung stehen.

Ich möchte einleitend bitten, dass Sie zunächst von sich erzählen, damit wir wissen, mit wem wir es zu tun haben, und zwar von sich persönlich und von ihrem Wirken in Givat Haviva.

Riad Kabha:

Ich bin in den 50er Jahren in einem warmen und herzlichen Haus geboren. Ich meine auch politisch warm. Mein Vater war der Barta'a, das Oberhaupt des Dorfes. Unser Haus lag direkt auf der grünen Linie. Unser Dorf ist 1948 zwischen Jordanien und Israel geteilt worden. Da die Grenze mitten durchs Dorf lief und die grüne Linie nicht klar war, hatte man in den 50er Jahren noch die Möglichkeit, von Seite zu Seite zu passieren. Die Israelis und die Jordanier haben das zugelassen. In unserem Haus fand die Begegnung zwischen Jordaniern, Israelis und dem Establishment statt. Ich bin also in einem politisch offenen Haus groß geworden.

Ich habe ein Gymnasium in Kfar Saba, einer israelischen Stadt, besucht. Dann habe ich mein Studium in Tel Aviv aufgenommen. Ich erzähle nur eine oder zwei Geschichten, damit Sie die Dilemmata verstehen können. Wir sind in Israel eine Minderheit. Diese Minderheit fühlt sich auf der einen Seite als Teil Israels, auf der anderen Seite aber auch dem palästinensischen Volk zugehörig. Unser Dilemma ist, dass unser Staat Israel, deren Staatsangehörige wir sind, mit dem palästinensischen Volk im Krieg ist. Deswegen sind wir immer auf dem Prüfstand beider Seiten.

Ich möchte Sie nicht mit den persönlichen Geschichten langweilen. Ich möchte Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die mich zu dieser politischen Aktivität geführt hat.

Ich war der Sekretär der studentischen Zelle an der Universität von Tel Aviv. Wir waren eine Minderheit von 500 Studenten. Zur damaligen Zeit gab es 7.000 Studenten. Ich hatte einen sehr guten jüdischen Freund, der nach Amerika ging und eine Jüdin heiratete. In dem Krieg von 1973 wurde er verwundet. Ich habe ihn im Krankenhaus besucht. Nach zwei oder drei Tagen hat



mein Vater beschlossen, mich bei dem Besuch zu begleiten. Er kam in seiner arabischen Tracht. In dem Krankenhaus saßen wir neben dem Freund. Plötzlich kamen die Brüder seiner Frau in Uniformen, um ihn zu besuchen. Sie sahen uns und haben angefangen zu schreien: „Araber geht raus. Was tut ihr hier?“ – Das hat dazu geführt, dass ich einen Schock hatte und Wege gesucht habe, um diese Stereotypen zu ändern, die es sowohl bei den Juden als auch bei den Arabern gab.

Ich bin als Volontär nach Givat Haviva gegangen, habe dort mitgearbeitet und angefangen, verschiedene Begegnungen zu organisieren und Stereotypen zu ändern. Ich habe am Gymnasium von Kafr Karem unterrichtet. Später wurde ich in meinem Dorf zum Barta'a, zum Dorfältesten, gewählt. Dann wurde ich Leiter des Instituts in Givat Haviva für Frieden. Zum Schluss war ich Partner von verschiedenen Organisationen und Koexistenz-

Organisationen. Ich habe den Rothschild-Preis für Friedenserziehung bekommen. Wir haben vor zwei Jahren den Friedenspreis der UNESCO in Frankreich bekommen. Vor zwei Tagen nahm ich an der Zeremonie der Genfer Initiative als Vertreter der Arbeit Israels teil.

Ich bin verheiratet, habe drei Töchter und Söhne. Eine Tochter hat vor drei Monaten geheiratet. Mein Sohn heiratet in einem halben Jahr. Ich freue mich, mit Ihnen heute Abend hier zu sein.

Alex G. Elsohn:

Guten Abend, ich bin ein privilegierter Mensch. Ich spreche unter anderem auch Deutsch. Ich bin in der Schweiz geboren und verkörpere das, was vielleicht als das jüdische, durchaus auch zionistische Israel bekannt ist.

Ich bin als junger Mensch in Israel eingewandert. Ich wollte in den Kibbuz. Ich war im Kibbuz. Ich habe das gemacht, was jüdische Menschen in Israel tun. Ich war während der ersten Intifada im Militär in Israel. Als privilegierter Mensch in der Schweiz groß geworden, hatte ich auch die Möglichkeit, schon im Vorfeld sehr viel zu lernen, bevor ich mich in die Fremde begab. Ich wusste genau, wohin ich gehe. Ich bin als kritischer Mensch dorthin gegangen. Es war mir wichtig, von Anfang an zu wissen, dass ich dorthin gehe, weil ich auch gewisse Dinge ändern wollte. Eine dieser Willensfragen für mich war die Herausforderung, wie der jüdische Staat mit seinen arabischen Mitbürgern umgeht. Das war etwas, worüber ich schon in der Schweiz sehr viel lernen konnte.

Ich habe später nach meinem Kibbuz-Aufenthalt nach dem Militär in Tel Aviv Geschichte studiert. Als Student hat man die Zeit, um aktiv zu werden. Da gibt es noch die Freiräume. Ich durfte sie zusammen mit meinen mitstudierenden Kolleginnen und Kollegen nutzen. Es war das erste Mal, dass ich mit arabischen Studenten in Kontakt kam und selber das Gespräch finden konnte. Ich fand sehr schnell den Weg in eine Jugendbewegung und in Jugendorganisationen, die sich um die Verständigung zwischen jüdischen und arabischen Jugendlichen bemühten. Später kam ich zum ersten Mal zu Givat Haviva, wo ich mich dank meiner Sprachkenntnisse vor allem dem Außenbereich annehmen durfte, nämlich dem Betreuen der fremdsprachigen Gruppen.



Ich bin mit einer Israelin der dritten Generation verheiratet gewesen. Wir haben ein Kind. Das geht jetzt in die zweite Klasse in Tel Aviv. Es geht in eine jüdische Schule, fernab von einem Berührungs-Alltag mit arabischen Mitmenschen. Neben meiner Arbeit, die ich mit den Kolleginnen und Kollegen für Givat Haviva tue und in der der Umgang mit arabischen und palästinensischen Leuten ganz selbstverständlich ist, bewegt sich meine Gedankenwelt darum, wie ich in diesem Staat Israel ein Kind großziehe, das in seinem Alltag und in seiner Schule noch nie die Begegnungsmöglichkeit mit arabischen Mitbürgern hatte. Das ist für mich eine Herausforderung, die beinahe größer ist als diejenige in meiner Arbeit; denn es ist eine direkte persönliche erzieherische Herausforderung in der Familie. Diese lässt sich nicht nach kalter gelernter Arithmetik behandeln, sondern es schwingen viele andere Dinge mit.

Ich habe neben meiner Überzeugung, dass ich durch die Mitarbeit in Givat Haviva einen Beitrag zu einem politisch-sozialen Umschwung in Israel leisten kann, das persönliche Problem, wie ich in diesem sozialpolitischen Umfeld ein israelisch-jüdisches Kind zu einem offenen erwachsenen Menschen werden lassen kann.

Klaus Jensen:

Givat Haviva ist seit 40 Jahren auf den unterschiedlichsten Feldern tätig. Bevor wir zu der Frage der Strategien kommen, könnten Sie für uns einen Aufriss geben, in welchen Bereichen Sie tätig sind, mit wem Sie arbeiten und wo Sie arbeiten? Wie hat man sich diese friedenspädagogische Arbeit im weiteren Sinn vorzustellen?

Riad Kabha:

Wir arbeiten bereits seit 40 Jahren. Wir feiern dieses Jahr das vierzigste Jahr unserer Existenz in Givat Haviva. Das ist die Gelegenheit, auch auf zehn Jahre Beziehungen mit dem Land Rheinland-Pfalz zurückzublicken.

Unser Zentrum befasst sich mit mehreren Bereichen: zum einen mit den Begegnungen von arabischen und jüdischen Schülern auf allen Ebenen. Das Projekt nennen wir „Kinder unterrichten Kinder“. Es gibt eine jüdische und eine arabische Schulklasse, die sich gegenseitig unterrichten und treffen. Außerdem gibt es die Begegnung für Gymnasiasten. Zum anderen haben wir Projekte wie zum Beispiel Begegnungen von Erwachsenen. Hierbei handelt es sich um Dialoggruppen von erwachsenen Menschen zwischen arabischen und jüdischen Ortschaften, die räumlich sehr nah beieinander liegen.

Wir haben außerdem Projekte für die Entwicklung von weiblichen Führungskräften. In den Projekten arbeiten Moderatorinnen in der Begegnung von Juden und Arabern. Es gibt Moderatorinnen von Dialoggruppen in den Dörfern selbst oder in den jüdischen Ortschaften. Außerdem geht es um die Entwicklung von Führungskräften im ländlichen Bereich oder im städtischen Bereich. Jede Gruppe muss persönliche Projekte in dem eigenen Dorf realisieren.

Darüber hinaus haben wir ein Forschungsinstitut für den jüdisch-arabischen Konflikt und die Beziehungen mit den Palästinensern jenseits der grünen Linie. Es gibt ein Projekt namens „Crossing

borders". Hierbei handelt es sich um ein jüdisches, arabisches und palästinensisches Magazin, das alle acht Wochen erscheint. Jetzt sind wir dabei, eine Radiostation, einen palästinensisch-israelischen Friedenssender, aufzubauen.

Wir haben verschiedene und besondere Projekte für die arabische Bevölkerung. Damit es zwischen beiden Seiten Frieden gibt, muss man zunächst einmal zu einer Gleichheit gelangen. Darum versuchen wir, Instrumente in die Hand der kommunalen Funktionäre zu geben, also der Sprecher der kommunalen Stellen oder der Beraterinnen für den Status der arabischen Frau. Wir versuchen, die Dörfer mitzuentwickeln und voranzubringen. Jedenfalls haben wir jedes Jahr etwa 20.000 Besucher in Givat Haviva. Givat Haviva selbst ist inmitten einer israelischen, arabischen und jüdischen Bevölkerung angesiedelt. Wir haben ein Internat, fortgeschrittene Klassen und ideale Begegnungsbedingungen.

Beide Seiten sehen, dass wir der richtige Begegnungsort sind. Man kommt zu uns, und zwar aus allen Bereichen. Nur die politisch Rechten sehen in uns zum Beispiel das Genfer Instrument.

Wir übersetzen ins Arabische. Wir haben eine Videothek. Wir unterrichten auch die hebräische Sprache für die Araber und die arabische Sprache für die Juden. Wir bemühen uns, zum Frieden, zur Gleichheit und auch zur Veränderung von Stereotypen beizutragen.

Alex G. Elsohn:

Wir arbeiten eigentlich in drei Bereichen. Hierbei handelt es sich um

- die Konfliktforschung, weil sich daraus das Bedürfnis der Zivilgesellschaften ableitet, das wir befriedigen wollen;
- die Aktivität mit Menschen in sämtlichen Bereichen und Altersklassen sowohl im formalen Bereich, sprich mit geschlossenen Schulklassen oder Berufsverbänden, als auch im informellen Bereich mit Freizeitprogrammen und
- die Öffentlichkeitsarbeit, da man das, was man tut, auch in die breite Öffentlichkeit hinaus tragen muss, damit man wahrgenommen wird. Sie soll die Leute zum Denken anregen, die noch nicht Teil von solchen Maßnahmen sind.

Wir führen leider Regierungsaufgaben durch. Wir nehmen wahr, was in einer Konfliktsituation von den verantwortlichen Regierungsträgern wahrgenommen werden sollte. Wenn ich die

Schwierigkeiten unserer Position beschreiben sollte, ist es genau diese Schwelle: Wir nehmen Bereiche wahr, um die wir uns nicht wirklich kümmern sollten. Dass wir dies tun, wird von außen her positiv wahrgenommen, aber von Regierungsseite ist keine Unterstützung dafür vorhanden, weil es offen legt, wo deren eigenes Versagen liegt. In diesem Umfeld bewegen wir uns.

Klaus Jensen:

Ich will doch noch einmal nachhaken. Wie ist die Akzeptanz von Givat Haviva in Israel? Gibt es Widerstände? Gibt es mehr oder weniger eine Duldung? Wie müssen wir uns das vorstellen? Wie können Sie sich in Ihrer täglichen Arbeit bewegen und wie sind die Reaktionen aus der Gesellschaft? Das ist für uns deshalb so interessant, weil wir ein sehr einseitiges Bild über die Medien von dem vermittelt bekommen, was im Nahen Osten passiert. Berichtet wird täglich über Selbstmordattentate und über Aktionen der israelischen Armee in den besetzten Gebieten. Von praktischer friedenspädagogischer Arbeit und von solchen Organisationen wie Givat Haviva erfährt fast niemand. Wichtig ist zu wissen, wie Sie sich in der israelischen Gesellschaft bewegen.

Alex G. Elsohn:

Es gibt zwei Ebenen, in denen man sich bewegt: Dies ist zum einen, dass man 40 Jahre lang diese Aktivitäten betreibt. Als Institution sind wir sogar über 50 Jahre alt. Wenn man dieses Alter erreicht hat, gibt es eine ganze Menge von Leuten, die diesen Namen in irgendeinem Zusammenhang schon einmal gehört haben. Damit hat man auch eine gewisse Akzeptanz erreicht, da die Dauer des Bestehens auch eine Bestätigung des Erfolgs ist.

Es gibt auf der politischen Ebene eigentlich niemanden, der unsere Existenz wirklich ernsthaft bedrohen könnte, auch wenn wir politisch nicht richtig liegen. Dafür ist die Akzeptanz der Institution, die wir sind, schon zu groß.

Die Zahl 20.000, die Riad vorhin erwähnt hat, war sehr beeindruckend. Aber man muss sich darüber bewusst sein, dass dies ist ein ganz kleiner Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ist, die mit uns tatsächlich einmal in Berührung gekommen ist. Wenn man von Givat Haviva spricht, können auch viele Leute in Israel nicht viel damit verbinden.

Wir sind aber nicht die Einzigen, und diesbezüglich möchte ich die Frage auch beantwortet haben. Natürlich weiß jeder Israeli und auch jeder Palästinenser, dass es Institutionen und Bewegungen wie die Unsere gibt. Wir werden als Teil des Friedenslagers wahrgenommen, und dementsprechend werden wir auch behandelt: Die einen finden es gut, die anderen schlecht. Die Mehrheitslage ist etwas schwankend. Sie hat sich über die Jahre hinweg aufgrund der sie umgebenden Politik geändert. Was die Akzeptanz anbelangt, so gibt es einmal bessere und einmal schlechtere Jahre.

Riad Kabha:

Ich möchte noch etwas hinzufügen. Sie haben als Minderheit wahrscheinlich noch keine Erfahrung. Aber ich als Minderheit versuche immer nach Möglichkeit, so zu sein wie die Mehrheit. Wir versuchen, signifikant zu werden. Deswegen ist die Akzeptanz der Projekte, die wir anbieten, bei den Arabern größer. Die Bereitschaft, eine solche Begegnung durchzuführen, ist bei der arabischen Bevölkerung größer als bei der jüdischen. Das Bewusstsein darüber, was Givat Haviva ist und was damit zu tun hat, ist im arabischen Lager eher gegeben als im jüdischen Lager. Daher sind wir unter den Arabern eher bekannt. Man sieht uns als einen unterstützenden Ort, an dem man Hilfe bekommen kann. Die arabische Bevölkerung hat uns und unsere Position schon des öfteren unter die Lupe genommen, und wir haben diese Prüfung bestanden. Die jüdische Seite sieht es häufig so an, als würden wir die zionistische Sache verraten oder gewähren eher der arabischen Seite Hilfe.

Klaus Jensen:

Ich möchte zu der politischen Diskussion sowie zu der militärischen Lage in Israel kommen und für Sie noch einmal in Erinnerung rufen: Seit Beginn der Intifada im Jahr 2000, ausgelöst durch den Besuch von Sharon auf dem Tempelberg, hat es mittlerweile 3.400 Tote gegeben, davon ungefähr 900 Israelis und 2.500 Palästinenser. Weiterhin hat es 16.000 Verletzte gegeben. Es stellt sich die Frage: Ist dieses schreckliche Geschehen auf beiden Seiten der Tiefpunkt? Sind wir mit der Genfer Initiative von vor zwei Tagen vielleicht am Wendepunkt angelangt, oder ist gar zu befürchten, dass sich die Situation noch weiter verschlimmert? Wie schätzen Sie dies im Augenblick konkret ein?

Riad Kabha:

Israel ist insbesondere seit 1967 hinsichtlich seines Gebiets enorm gewachsen. Aber die Israelis haben nicht berücksichtigt, dass in diesem Bereich auch ein anderes Volk lebt. Es wurde geduldet. In der Gründungsurkunde steht, dass Israel ein jüdischer Staat ist unter Würdigung und Respektierung der arabischen Minderheit. Aber nach 1967 hat die arabische Bevölkerung, die okkupiert wurde, die jüdische Existenz bedroht. Darum musste sich Israel entscheiden, ob es ein jüdischer Staat, also ein Staat für Juden, oder ein demokratischer Staat ist. Wenn es eine Demokratie ist, muss es alle Gebiete annectieren und den Arabern eine Gleichberechtigung einräumen. Nach einigen Jahren wird Israel dann die jüdische Mehrheit verlieren. Daher ist die ideale Lösung, dass sich die Juden mit einem eigenen Staat begnügen und dem palästinensischen Volk die Möglichkeit geben, ebenfalls einen eigenen Staat zu gründen.

Was die arabische Minderheit innerhalb Israels betrifft, werden wir in der Situation eines Friedens nicht das Dilemma haben, dass unser Staat ein Krieg gegen unser Volk führt. Bedauerlicherweise haben die Regierungen Israels niemals an eine Lösung gedacht und haben sehr häufig Gelegenheiten zur Lösung verpasst, so wie auch die Palästinenser Gelegenheiten zur Lösung verpasst haben. Daher hat ein Teil der Volksorganisationen begonnen, nach Alternativen zu suchen. Sie sagen, dass es eine Chance für den Frieden gibt.

Nach dem Genfer Papier ist meiner Meinung nach die Möglichkeit der Führung von der Hand der Regierung in die Hand von Organisationen übergegangen. Das Genfer Papier entspricht allen Erwartungen. Diejenigen, die gegen dieses Papier sind, sind die Rechten bei den Juden und die extrem Linken bei den Arabern, also die israelischen Rechten auf der einen Seite und die Hamas auf der anderen Seite. Das beweist, dass diese beiden Organisationen keine Lösung wollen. Bedauerlicherweise werden die politischen Führungskräfte von ihnen geleitet.

Klaus Jensen:

Für diejenigen, die die Entwicklung in den letzten Tagen nicht genau verfolgt haben, will ich kurz zwei oder drei Punkte erwähnen, die die Genfer Friedensinitiative ausmachen. Es ist vor allem

die Anerkennung der beiden souveränen Staaten als zentrales Element, die Anerkennung in den Grenzen Israels von 1967, also vor dem Sechs-Tage-Krieg, die Gewährleistung der Sicherheit der Grenzen durch eine multinationale Friedenstruppe, eine Demilitarisierung des palästinensischen Staates, eine Rückkehr der meisten israelischen Siedler und kein Rückkehrrecht für die vier Millionen palästinensischen Flüchtlinge in das ursprüngliche Israel. Das sind die wesentlichen Punkte.

Herr Kabha, wenn Sie sagen, dies sei die richtige Lösung, wie schätzen Sie die Realisierungschancen ein? – Es ist in der Tat eine Initiative, die nicht auf Regierungsebene verhandelt wurde, sondern von Personen, die eigenverantwortlich gehandelt haben. Die Frage der Durchsetzbarkeit stellt sich ganz zentral.

Riad Kabha:

Das trifft zu. Die Umsetzung ist problematisch, da Sharon erklärterweise dagegen ist. Auch die Shachar-Bewegung ist dagegen. Daher haben die Organisatoren beschlossen, das Volk mit einzu beziehen und beginnen, von unten Druck nach oben auszuüben. In diesen Wochen bekommen alle Familien, jeder Haushalt in Israel, das Programm vorgelegt. Es wird Identifikationsveranstaltungen in den arabischen und in den jüdischen Straßen geben. Shachar und die Partei von Jossi Beilin haben dieses Programm offiziell angenommen. Die arabischen Knesset-Abgeordneten unterstützen diese Initiative. Zwei ehemalige Oberbefehlshaber der israelischen Streitkräfte unterstützen diese Initiative ebenfalls. Knesset-Abgeordnete der Arbeitspartei unterstützen das Programm. Jeden Tag fühlen sich neue Anhänger der Gruppe zugehörig, und auch auf der palästinensischen Seite herrscht nicht weniger Druck als in Israel.

Dahinter steht der Wunsch, dass dieses Programm akzeptiert wird. Geschieht dies nicht, so hofft man doch, dass es Druck auf die politischen Führungskräfte ausübt, um möglicherweise Alternativen anzubieten. So werden wir auf jeden Fall einen Teil von dem umsetzen können, was in diesem Papier steht. Dies führt zum Frieden.

Alex G. Elsohn:

Sie haben gefragt, ob wir den Tiefpunkt der Krise erreicht haben. Um diese Frage zu beantworten, müsste ich ein Prophet sein.

Wann der Tiefpunkt erreicht ist, weiß ich erst in ein paar Jahren, wenn ich zurückblicken kann. Andersherum wissen wir, die Propheten sind immer dann aufgetaucht, wenn eine Krise herrschte, und haben davor gewarnt.

Ich würde sagen, das Genfer Übereinkommen ist eine Prophezie an sich. Es zeigt die einzig mögliche Variante eines zu schaffenden Vertrages auf und hält zum ersten Mal Schwarz auf Weiß genau fest, wie eine solche Lösung konkret aussehen kann. Ich denke, die Mehrheit der Zivilbevölkerung in Israel und Palästina ist sich darüber bewusst, dass dies die Lösung sein wird. Aber es ist sehr schwer, das zu akzeptieren.

Die Frage wird also lauten: Wie lange wird es noch dauern, bis wir bei diesem Papier effektiv mit der Umsetzung beginnen können? Ich möchte mich nicht dazu vermessen, zu sagen, dass nicht noch tiefere Krisen bevorstehen, bis wir das Papier umgesetzt haben.

Wir haben einen Hoffnungsfunken; und wir alle können nur Kerzen daran halten und hoffen, dass er sich entzünden wird und daraus ein frohes Lichterfest mit guten Botschaften wird. Aber ich bin zurückhaltend und würde sagen, ich lasse die Champagnerkorken knallen, wenn wir einen solchen Vertrag wirklich offiziell unterschrieben haben. Inzwischen mache ich mich aber dazu bereit, noch sehr viele Rückschläge hinnehmen zu müssen, ob ich möchte oder nicht.

Klaus Jensen:

Sie stimmen also in der Analyse im Wesentlichen Amos Os zu, der vor einigen Monaten in „Der Zeit“ ein Interview gegeben hat? – Er sagte sinngemäß, auch in der Einschätzung der Bevölkerung und der politischen Spitzen haben Juden und Palästinenser zwei miserable Führer, die eigentlich genau wissen, wie die Lösung auszusehen hat, weil man daran nicht vorbeikommt. Die Lösung heißt Zwei-Staaten-Lösung wie beispielsweise in Jerusalem, mit zwei Hauptstädten, kein Rückkehrrecht für die Palästinenser und eine Rückkehrpflicht für die Siedler.

Er hat weiterhin dargelegt, die Diagnose der Krankheit liegt für alle offen. Die Patienten sind zur Operation bereit, aber die beiden Ärzte sind zu feige zu operieren. Würden Sie dem zustimmen, oder ist es doch differenzierter? – Ich frage insbesondere in Richtung der Patienten. Man hört in der Analyse des Öfteren, wenn die Bevölkerung schon so weit wäre, hätte sie nicht Sharon gewählt.

Riad Kabha:

Ich habe heute früh bei der Eröffnung schon einmal gesagt, eines unserer Probleme ist der Hass und die Angst. Die Angst ist ein schlechter Berater für den Hass. Darum haben die Juden Angst, und darum hassen sie auch. Das gilt auch für die andere Seite. Sie haben Angst und hassen. Daher müssen wir die Angst und den Hass bekämpfen.

Als wir gestern nach Genf geflogen sind, saß ich im Flugzeug neben Amos Os. Er hat gerade das geschildert, was Sie soeben zitiert haben, und er glaubt daran. Ich gehe mit ihm konform. Unsere Politiker sind schlimm, und sie entscheiden nichts. Die Hoffnung der Zukunft sind die jungen Politiker, die jungen Führungskräfte. Es wäre schön, wenn Sie alle nach Genf gekommen wären und das alles gesehen hätten: Gegenüber von dem ehemaligen Oberbefehlshaber, der im Libanonkrieg das Militär geführt hat, stand ein palästinensischer General, der im Südlibanon gegen Israel gekämpft hat. Beide haben einander die Hände gedrückt und haben gesagt: Unser Krieg war ein Krieg einer gegen den anderen. Nun ist es ein Krieg für den Frieden. Man muss für den Frieden kämpfen. Dies ist die Ermutigung für die Menschen.

Ich als Optimist glaube, dass die Genfer Initiative in Zukunft mehr und mehr Aufschwung gewinnt und internationale Unterstützung erhält. Die USA haben noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber sie haben diese Initiative begrüßt.

Wir waren bei Shimon Peres. Er sagte, er sei ein wenig distanziert. Er sagte, die „Road Map“ sei besser. Aber die „Road Map“ besteht aus Phasen und Stufen, und wir führen zu einer endgültigen Lösung. Wir hoffen, dass er uns letztendlich folgen wird.

Der amerikanische Außenminister Powell hat Jassir Abed Rabo und Jossi Beilin in dieser Woche zu einer Begegnung nach Washington eingeladen. All diese Tatsachen ermutigen uns sehr.

Alex G. Elsohn:

Ich glaube nicht, dass die Patienten die freie Arztwahl gehabt haben. Die Vertreter, die an der Spitze stehen, sind auch die Resultate von Koalitionsmöglichkeiten. Wir dürfen nie vergessen, dass es in Israel, wo in unregelmäßigen Abständen, aber öfter als jedes vierte Jahr gewählt wird, auch andere Themen bei den

Wahlen anstehen. Oftmals werden Parteien aufgrund anderer Themen gewählt und nicht in Bezug auf die Konfliktfrage. Dies führt zu Koalitionen, die Regierungsbildungen nach sich ziehen, die effektiv nicht die freie Arztwahl abbilden. Es sind die Ärzte vorhanden, die effektiv nicht die Fähigkeit haben, so einen Konflikt zu lösen.

Gleichzeitig wird in der israelischen Gesellschaft immer noch allgemein eher der rechten, der nationalen Seite zugerechnet, Konflikt lösend wirken zu können, da sie dann nicht den Angriffen der Linken ausgesetzt ist. Im umgekehrten Fall würde die linke Regierung unweigerlich von rechts aufs heftigste angegriffen. Dies galt damals für Begin in seinem „Frieden mit Ägypten“; und deshalb gibt es auch Leute, die fest davon überzeugt sind, nur ein Sharon oder seinesgleichen könnten eine von allen Israelis getragene Lösung herbeiführen. Es stellt sich also die Frage, weshalb dieser Arzt nicht operieren möchte.

Ich verweise in diesem Zusammenhang immer auf die Umgebungsbedingungen. Ein Arzt operiert dann, wenn er wirklich operieren muss. Darin bin ich völlig mit Riad einig: Wenn von der Basis aus mit der Genfer Friedensinitiative eine ausreichend starke Initiative ausgeht, wird der Arzt an den Operationstisch gezwungen, egal, ob ihm die Krankenversicherung einen guten Lohn zahlt oder nicht. Die Krankenversicherung in diesem Sinne ist Amerika und Europa. Von daher ist es sehr wichtig, zu sehen und zu spüren, wie die Außenwelt mit dieser Genfer Initiative umgehen wird. Das ist ein heikles Thema; denn es kann auch sehr schnell dazu führen, dass außer der Ausübung eines großen Drucks nichts mehr geschehen wird.

Ich möchte jetzt nicht in Joschka Fischers oder Collin Powells Schuhen stecken, wenn ich mir überlegen muss, wie ich damit umgehe. Dies ist eine sehr heiße, sehr diffizile diplomatische Frage, die von außen her so gesteuert werden kann, dass die Regierung in Israel zur Basis in Israel findet.

Mit ganz anderen Analysen, Synthesen oder Begründungen könnte man aber auch beinahe die gleichen Resultate auf der palästinensischen Seite beschreiben. Dies geht vielleicht auf andere Ursprungsgründe zurück, führt aber am Ende zum gleichen Resultat. Auch dort muss eine Zusammenführung der Basis mit der Führerschaft in der Autonomie stattfinden. Auch in dieser Entwicklung wird irgendwann einmal die Hilfe von außen benötigt. Es geht um die Frage: Wie geht die internationale

Krankenversicherung mit dem Arzt Kureia, dem palästinensischen Ministerpräsidenten um, der jetzt erst eine schwierige neue Aufgabe am Operationstisch angetreten hat.

Riad Kabha:

In der Tat, wir wenden uns an die Welt, nicht um unseren Konflikt zu begleiten und zu schildern, wie es die ganze Zeit getan wird. Wir wollen, dass die Welt uns hilft, um den Konflikt zu lösen. Bisher haben die USA, Russland und Europa uns Ratschläge gegeben, standen uns zur Seite oder haben es von fern betrachtet, aber nicht als Arzt, um zu operieren. Sie haben vielmehr die Arznei von weitem verschrieben, aber haben nicht operiert.

Ich habe schon geschildert, Rheinland-Pfalz hilft Givat Haviva. Man bekommt nicht nur Ratschläge, sondern die Leute kommen und versuchen, uns zu helfen. Es werden nicht nur Ratschläge erteilt, sondern es wird versucht, mit anzupacken.



DISKUSSION MIT DEM PUBLIKUM

Klaus Jensen:

Meine Damen und Herren, wir eröffnen das Abendgespräch. Ich darf Sie herzlich einladen, Fragen an unsere beiden Gäste zu stellen.

Frau Reich:

Ich habe eine Frage an beide Gäste. Inwieweit wird die Genfer Initiative auch bei den Diaspora-Gruppierungen – seien es Palästinenser weltweit oder seien es Juden weltweit – vermittelt?

Alex G. Elsohn:

Ich möchte mich umgehend zu Wort melden. Ein Grund, weshalb ich aus der Schweiz weggegangen bin, war mein Problem als Diaspora-Jude, dass ich ständig als Botschafter für Israel dienen musste. Das wollte ich nicht. Ich wollte nicht Botschafter werden.

Ich muss nun den Spieß aus der israelischen Perspektive umdrehen und sagen: Das Diaspora-Judentum ist nun einmal das Diaspora-Judentum. Sie haben ihr eigenes Leben, sie haben ihre eigenen Probleme in ihrem eigenen Staat. Ich lebe als jüdischer Mensch in Israel, und wir müssen unsere Probleme selbst lösen. Ich möchte nicht Rückbezug nehmen auf das Diaspora-Judentum, da ich daraus kein eigenes Existenzrecht herleiten kann. Wie das Diaspora-Judentum am Ende mit dieser Problematik umgeht, ist sein Problem. Ich Sorge mich um meine eigenen Mitmenschen, die in Israel in meinem Fall nicht nur jüdisch, sondern auch arabisch sind. Das ist meine Staatsangehörigkeit, und es ist in gewisser Weise Innenpolitik, die ich betreibe, und keine internationale Politik.

Riad Kabha:

Was die Palästinenser betrifft, würde ich sie in vier Gruppen aufteilen: Diejenigen Araber, die in Israel leben, sind realistischerweise am meisten für die Lösung. Den Juden sagen sie: „Hört auf von der Beherrschung von zwei Millionen Palästinensern zu träumen.“ Den Palästinensern sagen sie: „Hört auf von der Vertreibung der Juden zu träumen.“

Die zweite Gruppe sind diejenigen Palästinenser, die in der Westbank und im Gazastreifen leben: Sie sind sehr nahe an Israel. Sie wollen eher den Frieden und das Genfer Papier.

Die Extremisten, die in ihrer Meinung am extremsten sind, sind der Reihenfolge nach: die Palästinenser, die in Europa leben, und diejenigen Palästinenser, die in den Flüchtlingslagern in den arabischen Staaten leben; denn sie haben ständig davon geträumt, dass sie in ihre Städte innerhalb Israels zurückkehren werden. Sie haben die Realität nicht mitbekommen, die heute existiert. Sie leben immer noch mit ihren Träumen, die man ihnen vor 50 Jahren vermittelt hat. Man hat ihnen gesagt, dass sie wieder in ihre Heimat zurückkehren würden.

Doch bedauerlicherweise muss ich sagen, dass es in Europa unter den Palästinensern Demonstrationen gegen dieses Papier gab, mehr Demonstrationen als innerhalb der Autonomiegebiete. Aber zu meiner großen Freude muss ich sagen, dass in der palästinensischen Delegation, die vorgestern nach Genf kam, Vertreter aller Gruppen präsent waren.

Herr W. Bück:

Ich meine, es ist eine Illusion, davon auszugehen, dass es zu einem Frieden überhaupt kommen wird. Man muss doch sehen, dass die Palästinenser zum islamischen Glauben gehören. Der islamische Glaube wird sich nicht davon abbringen lassen, die Welt zu erobern, was man in vieler Hinsicht deutlich gesehen hat und zur Kenntnis nehmen konnte.

Ich möchte Sie fragen: Wie kann man als Christ oder auch nur als Europäer Verständnis für eine Religion haben, die alle Andersgläubigen verteufeln will?

Riad Kabha:

Ich fürchte, diese Frage beruht auf Unkenntnis. Wenn Sie einmal den Koran lesen würden, würden Sie verstehen, dass der Islam eine Religion des Vergebens ist. Ich muss sagen, bedauerlicherweise hat ein Teil der Medien aus dem Islam eine Terror-Religion und eine rassistische Religion gemacht. In Palästina kämpfen nicht nur Muslime, sondern auch Christen gegen Israel. Die Juden lebten unter dem Islam in Spanien in einer sehr guten Art und Weise. Alles ist aufgrund von Gesetzen, wie man sich den anderen Religionen gegenüber verhalten soll, organisiert. Ich bin Muslim, und ich bete. Ich habe diese Meinung in meiner muslimischen Erziehung, die ich von Zuhause bekommen habe, niemals gehört.

Wie in jeder anderen Religion gibt es rechts eingestellte. Zweihundert jüdische Rabbiner haben gestern ein Dokument unterzeichnet. Darin steht, jeder Jude, der das Genfer Papier unterzeichnet hat, ist ein Verräter, und man darf ihn töten. Stehen diese Rabbiner für das Judentum? Beinhaltet der Islam nur das, was Bin Laden oder die Hamas sagt? – Möglicherweise kamen sie von einem Raum, in dem es keine Demokratie gab, oder es waren irgendwelche Verfehlungen, ein Scheitern oder irgendwelche Befreiungsorganisationen.

Ich schlage vor, mein Herr, dass Sie mir Ihre Adresse geben. Ich bin gern bereit, Sie mit einem muslimischen religiösen Menschen zusammenzubringen, sodass Sie bei ihm etwas über den Islam lernen können.

Es gibt revolutionäre Christen, die einmal im Jahr nach Jerusalem kommen und sagen, man muss die Araber vertreiben und die Juden unterstützen. Sind alle Christen deshalb gegen

die Araber eingestellt? Sind alle Christen anti-arabisch? - Bin Laden und die Hamas sind keine Beispiele für die islamische Religion.

Alex G. Elsohn:

Ich habe bei Ihrer Frage erleichtert aufgeatmet, weil mich diese als Juden auslöst. Ich habe ein bisschen reflektiert und überlegt. Wir Israelis sind oftmals der Ansicht gewesen, dass die arabischen Israelis eine Brücke zwischen den jüdischen Israelis und den Palästinensern in den Gebieten sein könnten. Sie sind Palästinenser, leben aber im Staat Israel selbst.

Ich habe mir einmal überlegt, ob die jüdische Welt, als einer deren Bestandteile ich mich verstehe, zwischen dem christlichen und dem islamischen Krieg, dem Sie Ausdruck verliehen haben, eine Brücke sein könnte.

Ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass nicht. Ich denke, wir müssen uns immer bewusst sein, dass viele Ideologien und viele Religionen auf dieser Welt ständig für politische Machenschaften gewisser Personen und Persönlichkeiten missbraucht werden. Wir dürfen uns nicht irreleiten lassen. Wir müssen ständig diese Persönlichkeiten hinterfragen und mehr auf das Umfeld dieser Persönlichkeiten und ihren Hintergrund achten und mehr deren Ideen lernen, die sie verbreiten, um zu wissen, auf was sich diese wirklich berufen.

Hier haben beinahe jede Ideologie und jede Religion die Möglichkeit zum radikalen Auswuchs. Riad hat richtig unsere Rabbiner beschrieben, die auch nicht zurückschrecken, das Alte Testament auf sehr schreckliche Art und Weise auszulegen. Ich denke, die einzigen, die diesen Radikalitäten Einhalt gebieten können, sind die Glaubensbrüder selbst.

Ich muss mich innerhalb meines Judentums mit meinen jüdischen Rabbinern beschäftigen. Riad muss sich innerhalb der islamischen Welt mit seinen islamischen Glaubensbrüdern beschäftigen und versuchen, dass er seinen gemäßigten Einfluss in seiner Gesellschaft wahrnehmen kann. Das ist die schwierige Aufgabe.

Es wird viel darüber gesprochen, dass die Selbstzerfleischung innerhalb Israels in der jüdischen Gesellschaft erst beginnt, wenn der Frieden im Nahen Osten da ist. Das finde ich immer

ein bisschen übertrieben. Aber es wird so kommen. Wenn der Druck von außen wegfällt, wird innerhalb des jüdischen Israels eine große Diskussion über die jüdische Identitätsfrage losgehen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass bei einem Wegfallen eines Nahost-Konflikts auch auf islamischer Seite eine ganz ähnliche Diskussion geführt werden wird, weil man die Feindbilder verloren hat, die einen genährt und auch abgelenkt haben.

Herr W. Bück:

Gibt es eine Religion auf der Welt, die die Frauen so diskriminiert wie der Islam?

Klaus Jensen:

Wir sollten diese Diskussion nicht führen. Ich würde auch provokativ sagen, der Katholizismus und vieles andere mehr. Ich glaube, dass das nicht zielführend ist. Wichtig ist das, was beide indirekt gesagt haben, nämlich dass für eine zielführende Debatte und für einen Friedensprozess die wichtigste Voraussetzung ist, differenziert die Situation zu betrachten und den Menschen gerecht zu werden. Jeder kann das nur in einem kleinen Ausschnitt. Der aber ist ganz wichtig.

Ich glaube auch, wenn Sie so pauschal den Islam als Gewaltreligion diffamieren, muss man dem entgegensetzen, wie viel tausende von Muslimen sich in Friedensprozessen engagieren. Ich kenne eine ganze Menge, die Friedensorganisationen aufgebaut haben und aktiv an dem Dialog der Weltreligionen teilnehmen. Das dunkle Gesicht finden Sie, wenn Sie sich die Geschichte ansehen in jeder Religion. Diese dunklen Phasen gibt es auch im Christentum. Auf der Grundlage der Bergpredigt sind hunderttausende von Menschen umgebracht worden.

Auch heute gibt es missionarischen Eifer in den Religionen. Es kommt immer darauf an – das ist auch für den Prozess im Nahen Osten wichtig –, dass die besonnenen, moderaten und liberalen Kräfte Unterstützung finden und die vielen unentschiedenen und charakterlich nicht ausgeformten Menschen positiv gestärkt werden, indem man sie unterstützt und nicht von vornherein in eine bestimmte Schublade abdrängt, was letztendlich nur dazu führt, dass der Hass steigt.

Wir wissen aus der Konfliktforschung, dass die Reizreaktions-schemata, wie man es in der Wissenschaft nennt, so ausgeprägt sind, dass sie unterbrochen werden müssen. Das Aufbrechen von Feindbildern ist die erste und wichtigste Maßnahme, um überhaupt weiterzukommen.

Roswitha Dannenberg:

Ich möchte von diesem Thema wegkommen. Ich habe eine Frage zu den unmittelbaren Nachbarn von Israel, nämlich Jordanien, Ägypten, mit dem man schon einmal einen Vertrag hatte, Syrien und Libanon. Ich will meine Frage einmal auf diese Länder begrenzen, die unmittelbar an Israel angrenzen.

Haben Sie eine Hoffnung, dass sich dort, wo es sich um fast rein arabische Staaten handelt, eine Art Friedensbewegung entwickeln könnte oder aufgrund des Genfer Papiers eine Bewegung einsetzt, die einen vielleicht konkreteren politischen Druck auf den Nahen Osten ausübt als es das ferne Amerika und das ferne Europa machen können?

Riad Kabha:

Ich glaube, dass die arabischen Nachbarn die Genfer Initiative unterstützt haben. Der Berater von Mubarak hat in Genf eine Rede gehalten. Es kam auch ein Unterstützungsbrief von dem jordanischen König.

Zweifelsohne sind die Beziehungen zwischen Israel und den arabischen Staaten in der Nachbarschaft von dem beeinflusst, was in Israel selbst passiert. Man kann es mit der Zeit Rabins vergleichen. Damals gab es sehr viele gegenseitige Besuche im Bereich Tourismus, Handel und Wirtschaft. Man müsste es mit heute vergleichen, wo alles eingefroren ist, und zwar wegen der politischen Situation innerhalb Israels und dem Konflikt mit den Palästinensern.

Meiner Meinung nach haben die arabischen Staaten nicht genügend unternommen, um den Konflikt im Laufe der Geschichte zu lösen. Einer der Gründe dafür ist, dass die nicht-demokratischen Regime dank der Unterstützung von Europa und Amerika weiter existiert haben. Die Palästinenser hatten die Demokratie, vor allem in den besetzten Gebieten. Das ist übrigens der Einfluss Israels. Dies ist Dank der Wahlen in den Kommunen und zum

palästinensischen Parlament der Fall. Hingegen sind die demokratischen Bewegungen in den arabischen Staaten schwach und nicht stark. Die Regierungen argumentieren ständig, dass das wegen der Spannung mit Israel so bleiben muss.

Alex G. Elsohn:

Ich denke, es gibt diese Friedensorganisationen in verschiedenen Staaten, und zwar hauptsächlich in den Staaten, in denen es Beziehungen mit Israel gab oder noch gibt, wie in Ägypten und Jordanien. Wir haben Kontakte mit diesen Organisationen. Es wäre auch vermessen, in den Staaten, mit denen Israel immer noch ganz offiziell im Kriegszustand ist, nämlich Syrien und Libanon, zu erwarten, dass wir dort solche Institutionen treffen können.

Wir haben im weiteren arabischen Umbildungsprozess noch andere derartige Organisationen, sei es in Marokko oder Algerien. Diese sind nicht weniger wichtig. Das zeigt, dass auch in weniger demokratischen Systemen vieles möglich ist. Es bezeugt aber auch noch etwas anderes. Die harte Zeit der Kriege zwischen Israel und seinen Nachbarn ist vorbei. Im Prinzip hat niemand ein wirkliches Interesse, die Existenz des anderen zu gefährden, auch nicht die arabischen Nachbarn. Sie wollen alle Ruhe. Sie brauchen die Ruhe zur Entwicklung und Stabilisierung ihrer eigenen Länder. Von daher geht auch das relativ starke Signal der Regierung und der Nachbarländer an ihre eigene Bevölkerung aus, dass eigentlich kein Konflikt mit Israel erwünscht ist. Das scheint durchaus ein bisschen durch.

Während meiner Berufszeit habe ich in der Privatwirtschaft Geschäftsbeziehungen mit Ägypten und Jordanien gehabt. Das war ein tolles Erlebnis, weil klar wurde, dass ganz viel in Bewegung gebracht werden kann, weil vieles von oben aus den Regierungen abgesegnet wird und es eine gewünschte Normalität ist, dass diese Geschäfte so laufen. Es gibt einem sehr viel Mut und Hoffnung, weil man merkt, dass eine Basisbereitschaft da ist. Allein die Bereitschaft, mit einem anderen Geschäfte zu machen, der eigentlich noch vorgestern der Feind war, ist schon eine Friedensbewegung.

Darum würde ich sagen, ja, es gibt sie, die Friedensbewegung. Auch wenn sie vielleicht öffentlich nicht so stark im Ausland auftritt. Wir kennen die Namen. Wir kennen die Adressen und die Gefühle in der Zusammenarbeit. Das ist die Hauptsache.

Dr. Alfred Mertens:

Meine Frage nach den wirtschaftlichen Handelsbeziehungen insbesondere privatwirtschaftlicher Art, die ich ebenfalls für einen ganz wichtigen Motor halte, um in der Friedensfrage insgesamt voranzukommen, haben Sie bereits beantwortet. Man erlebt, man kann mehr miteinander erreichen als gegeneinander. Vielen Dank.

Ich möchte noch einmal auf die Frage nach der Diaspora, vor allem nach der jüdischen Diaspora, zurückkommen. Ich kann mir vorstellen, dass Sie zu Recht als jemand, der aus der Schweiz nach Israel eingewandert ist, sagen – ich übertreibe es nun etwas –, die jüdische Minderheit in der Schweiz wird nicht sehr viel bewegen. Aber ist mit den Millionen Juden in Amerika? – Das ist auch ein Wählerpotenzial. Sie werden in die eine oder andere Richtung Druck ausüben oder jedenfalls ihren Einfluss geltend machen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie als Israeli ohne Weiteres sagen können, dass Sie diese Juden in aller Vielschichtigkeit in Amerika nicht interessieren.

Alex G. Elsohn:

Ich habe vorhin bewusst sehr überspitzt gesprochen. Natürlich interessieren mich die Juden, wo auch immer sie leben. Aber ich frage mich, inwieweit ich die Berechtigung habe, die jüdische Diaspora in unsere Diskussion einzubeziehen; denn dann zwingt mich sie, in ihrer eigenen Umwelt Stellung zu beziehen. Ich glaube, das ist ungesund.

Die jüdische Diaspora lebt in ihren Staaten und ist eigentlich dort als Bürger unter Bürgern wahrzunehmen. Sie hat genügend eigene bürgerrechtliche Fragen in ihren Staaten zu lösen, ohne dass sie gleichzeitig das Sprachrohr des einen oder anderen sein sollte.

Sie beziehen sich auf diesen frappanten Unterschied zwischen amerikanischem und europäischem Judentum. Gerade aus den amerikanisch-jüdischen Gemeinden heraus bekommen wir im israelischen Friedenslager die Unterstützung der jüdischen Diaspora. Die europäisch-jüdischen Gemeinden dagegen sind eher ein sehr konservatives Lager in Bezug auf Israel. Daher habe ich mit den Millionen Juden in Amerika als Friedenslager in Israel weniger Probleme als mit den kleinen jüdischen Minderheiten in Europa. Das israelisch-jüdische Friedenslager hat in Europa nur sehr selten und ausnahmsweise Ansprechpartner in den jüdischen Gemeinden.

Ich wurde oftmals danach gefragt, weshalb dies so sein kann. Ich denke, es hat damit zu tun, dass in Europa die jüdischen Mitbürger durch ihre Umwelt sehr viel mehr zu den Botschaftern Israels gemacht werden, als dies in Amerika der Fall ist. Diese jüdischen Gemeinden müssen sich die ganze Zeit für ihr Dasein als jüdische Gemeinden rechtfertigen, auch zu Zeitpunkten, wo Israel kritisiert wird. Dieser Umgebungsdruck fällt in Amerika weg. Aber das ist eine sehr persönliche Analyse. Bitte legen Sie mich nicht wissenschaftlich darauf fest. Ich habe dazu keine Untersuchungen gemacht, sondern das sind meine Bauchgefühle, meine Wahrnehmungen.

Ich würde mir wünschen, dass die jüdische Diaspora insgesamt offener wäre für uns, weil sie eine weitere Perspektive haben kann, von der Alltagsproblematik distanziert ist und somit auch ein bisschen ruhiger nachdenken kann.

Gleichzeitig möchte ich noch etwas festhalten: Ich war damals im Tourismus beschäftigt. Zu meiner Zeit war der heutige Staatspräsident Moshe Katsav Tourismusminister. Er saß bei mir im Büro, weil er sich bei mir über das Marketing und über Marketingmaßnahmen der Reisebranche im Ausland informieren wollte. Er sagte sehr schnell, es könne doch nicht sein, dass in Amerika nicht mehr gemacht werde. Ich sagte ihm: Man fliegt bestenfalls in elf Stunden von Amerika nach Israel. Das ist kein wirklich guter Tourismusmarkt, da Europa viel näher liegt. Dort gibt es Charterflüge, und es läuft viel mehr. Ich möchte mich auf einem Markt einsetzen, auf dem etwas geschieht.

Daraufhin sagte Herr Katsav: Ja, aber nur jeder fünfzehnte amerikanische Jude war einmal in Israel. Ich glaube, wir müssen uns immer darüber bewusst sein, dass das Judentum in Amerika sehr weit weg ist. Auch wenn es viel mehr sind als in Europa, sind sie weit weg von uns und nehmen auch weniger direkten Einfluss auf unseren Alltag.

Riad Kabha:

Ich möchte auch etwas zu den Juden der Diaspora sagen. Die Juden in der Diaspora stehen weiter rechts als die Juden in Israel und auch weiter rechts als die Palästinenser. Dies ist die Situation. Heute wohnen in den besetzten Gebieten, in den Siedlungen 60 Prozent „neue“ Israelis, die die Situation gar nicht richtig einschätzen können.

Die meisten Siedler oder Einwanderer sind daher sehr weit rechts orientiert, denn das israelische Friedenslager stottert im Ausland und verrichtet nicht genügend Arbeit unter den Juden im Ausland. Verglichen mit den religiösen Juden tun die rechts orientierten Juden viel.

Ich möchte noch einen Satz sagen. Ein Teil der Juden in den USA hat die Araber Israels entdeckt. Heute unterstützen sie auch finanziell massiv die Entwicklung der arabischen Bevölkerung in Israel. Ich war in San Francisco in der dortigen jüdischen Föderation. Sie haben Jaffa [die arabische Hafenstadt, heute Teil von Tel-Aviv-Jaffa, Anm. d. Red.] adoptiert. Als sie nach Jaffa zu Besuch kamen, haben sie gesehen, dass ihr Geld den Arabern und den Juden zugute kommt. Daraufhin haben sie gefragt: „Warum müssen wir den Arabern etwas geben? Wir sind doch Juden.“

Daraufhin habe ich ihnen ganz einfach erklärt: „Damit der Jude in Jaffa gut leben kann, muss der arabische Nachbar in einer ähnlichen Situation leben.“ Sie haben diese Position akzeptiert. Heute versuchen die Juden in den USA, den Arabern zu helfen, zu einer Gleichheit zu gelangen.

Ingrid Zelle:

Ist es bei diesen Gesprächen in Genf nicht sehr problematisch, dass kein Rückkehrrecht für die Palästinenser besteht? – Soweit ich weiß, wollen die Regierungen in den Gebieten, in denen sich die Palästinenserlager befinden, auch keine Integration der Palästinenser. Liege ich da falsch? Was soll mit diesen Palästinensern geschehen, wenn sie nicht zurückkehren können und statt dessen in den Lagern leben, aber in den Ländern selbst auch nicht willkommen sind?

Riad Kabha:

Zunächst einmal haben Sie Recht. Aber es gibt eine andere Realität. Die Palästinenser, die 1947 das Land verlassen haben oder vertrieben worden sind und in den arabischen Staaten ansässig geworden sind, sind zum Teil, wie die Geschichte uns lehrt, geflohen, weil von Seiten der arabischen Staaten gesagt wurde: „Verlasst Eure Häuser für eine kurze Zeit.“ - Heute ist Israel voll mit Juden, und die Palästinenser können nicht in ihre physische Heimat zurückkehren. Die Genfer Initiative sieht die



Lösung vor, dass diese Flüchtlinge in den palästinensischen Staat zurückkehren können. Es ist vorgesehen, dass sie finanziell entschädigt werden. Das ist eine schlechte Lösung. Aber wenn entschieden wird, dass sie in ihre Heimat zurückkehren, erreichen wir nie eine Lösung; denn beide Seiten müssen bereit sein, Konzessionen einzugehen: Israel hat auf das große Israel verzichtet, und die Palästinenser müssen auf ihren Teil verzichten. Das ist keine ideale, aber eine praktikable Lösung.

Landtagsvizepräsidentin Friedel Grützmaker:

Ich möchte ein ganz anderes Thema anschneiden. Sie haben vorhin davon gesprochen, dass Sie es schwierig finden, Ihre Tochter so zu erziehen, dass sie beide Bevölkerungsteile, die in Israel wohnen, kennenlernt. Ich habe auch schon in anderen Zusammenhängen gehört, dass die Menschen im Alltag eigentlich sehr wenig voneinander wissen. Ein Ziel von Givat Haviva ist es, dass sich die Menschen kennenlernen.

Sie sagen selbst, dass sie 20.000 im Jahr erreichen, was ich im Übrigen für eine Institution für sehr viel halte?

Wie ist es mit den Medien, wie ist es mit den Zeitungen oder mit dem Fernsehen? Wird übereinander berichtet? Weiß man als normaler Jude in Israel, wie es in den Lagern aussieht und wie lange die Menschen dort leben? Wie ist das Wissen übereinander? Was ist in den Schulbüchern darüber zu lesen?

Alex G. Elsohn:

Das Wissen ist leider sehr klein. Wir müssen auch in zwei Stufen denken. Stufe eins ist: Was weiß eigentlich ein jüdisches Kind oder ein Jugendlicher überhaupt über Araber in Israel? Stufe zwei ist: Wieviel will es wahrhaben über den Zustand der arabischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten?

Stufe eins ist das Problem der historisch gewachsenen Segregation, also der Unterteilung: dass die jüdischen Ortschaften neben den bereits früher bestehenden arabischen Ortschaften gebaut wurden und somit die getrennten Schulsysteme und Wohngegenden entwickelt wurden.

Es besteht sehr wenig Kontakt im Alltag. Das Bild, das einem jüdischen Kind über die arabische Bevölkerung vermittelt wird, ist ein sehr feindliches Bild. Es ist behaftet mit den Terroranschlägen sowie mit verschiedenen Kriegen mit den arabischen Nachbarn. Dies baut ein festes Feindbild auf, das sich durch den mangelnden Umgang im Alltag mit der arabischen Bevölkerung nur sehr schwer wieder abbauen lässt.

Außerdem befinden wir uns in einem sehr jungen Staat, in dem das jüdische Kind in der Schule mit einem Unterricht konfrontiert wird, der immer noch staatsaufbauend ist. Dort wird das nationale jüdische Narrativ herausgestrichen und betont, und damit wird der geistige Abstand zu allem anderen noch größer.

Ich habe ein Problem: Mein Kind wächst nun einmal im jüdischen Tel Aviv auf. Es geht in eine jüdische Schule mit jüdischen Lehrern und einem jüdischen Narrativ, mit einem jüdisch-israelischen Geschichtsunterricht, mit einer jüdischen Bibelstunde und jüdischem Religionsunterricht. Es kommt nicht heraus aus diesem Erziehungssystem in eine andere Art des Denkens außer, dies passiert zu Hause. Das heißt also, ich habe zu Hause die große Herausforderung, das nachzuholen, was in der Schule nicht mitgeliefert wird.

In meinem Fall ist das relativ einfach, da dies durch meine persönlichen Kontakte mit arabischen Menschen sowie durch die persönliche Offenheit von mir und der Mutter des Kindes auch geschieht. Aber das ist eigentlich ein Sonderfall. Der Normalfall ist das Medienbild, das vermittelt wird. Des Weiteren besteht ein sprachlicher Unterschied. Auch wenn ich die Möglichkeit hätte, arabische Medien zu kaufen oder über das Fernsehen wahrzunehmen, kann der normale jüdische Mensch damit nichts anfangen, da er die Sprache nicht versteht. Ich denke, ich habe damit Ihre Frage auf eine sehr traurige Art und Weise beantwortet; denn dies alles zeigt, wie wenig Kontakt wirklich vorhanden ist.

Im Gegensatz dazu ist die arabische Bevölkerung in Israel dazu gezwungen, sich mit dem Hebräischen zu beschäftigen; denn ohne das Hebräische besteht keine Möglichkeit der Entwicklung, sei es an der Universität, auf dem Arbeitsmarkt, auf öffentlichen Ämtern in den Großstädten. Dies führt dazu, dass die arabische Bevölkerung zwangsläufig sehr viel besser hebräisch kann als jede andere Sprache; denn jede andere Sprache ist schon die zweite, dritte oder vierte Fremdsprache.

In Bezug auf die palästinensische Bevölkerung in den besetzten Gebieten darf man nicht vergessen, dass Hebräisch die Sprache der Besetzer ist. Das eigenständige Interesse, diese Sprache zu erlernen, bestand erstmalig in der Folge des Oslo-Prozesses, wo die Hoffnung aufblühender Wirtschaftsbeziehungen zwischen einer palästinensischen Gesellschaft und der israelischen Gesellschaft bestand. Es hat für die Palästinenser nun Sinn gemacht, Hebräisch zu lernen, da man es somit im israelischen Wirtschaftssektor einfacher hat. Aber seitdem der Oslo-Prozess gescheitert ist, ist diese Sprache wieder die Sprache des Feindes. Es ist nicht damit zu rechnen, dass wir wieder sehr schnell in die Situation gelangen, wo die palästinensische Bevölkerung diese Sprache gern sprechen oder lernen wird.

Es tut mir leid, dass ich diesbezüglich wenig Optimismus verbreiten kann, denn ich denke pädagogisch, und ich weiß, wie viel Aufwand es bedeutet, Dinge wieder abzubauen, die über Jahrzehnte aufgebaut wurden.

Landtagsvizepräsidentin Friedel Grützmaker:

Denken Sie an Deutschland und Frankreich. Dort ging es auch sehr schnell.

Herr Katz:

Ich habe eine Frage. In Deutschland wohnen zwei Millionen Türken und viele Flüchtlinge. Ich kenne kein Flüchtlingslager. Warum leben die Palästinenser in arabischen Ländern in Lagern?

Riad Kabha:

1947 bis 1949 lebte in Palästina eine palästinensische Mehrheit und eine jüdische Minderheit. Als der Staat Israel mit Hilfe der Briten gegründet wurde, sind etwa 90 Prozent der palästinensischen Bevölkerung aus dem israelischen Gebiet geflohen oder wurden vertrieben. Die arabischen Staaten haben sie in Flüchtlingslager untergebracht, damit sie wieder in ihre Häuser und in ihr Land zurückkehren konnten. Bis jetzt leben sie in den Flüchtlingslagern in der Hoffnung, dass sie aufgrund der Versprechen, die sie von den arabischen Staaten erhalten haben, zurückkehren können. Aufgrund der Osloer Abkommen ist ein Teil von ihnen zurückgekehrt. Der Prozess hat alle mit Optimismus beflügelt. Die meisten hatten die Hoffnung gehabt, nach Gaza und die West Bank unter palästinensischer Herrschaft zurückkehren zu können.

Ich möchte noch etwas zur vorherigen Frage sagen. Die Osloer Abkommen kamen nach einer Depression. Plötzlich haben beide Völker angefangen, von Frieden zu sprechen. Plötzlich gab es eine Mehrheit für den Frieden. Wenn heute irgendeine Lösung zu sehen ist, werden auf beiden Seiten Mehrheiten möglich sein.

Herr Katz:

Die palästinensischen Flüchtlinge, die vor 15 oder acht Jahren nach Deutschland kamen, dürfen einen deutschen Pass bekommen. Ich verstehe nicht, wie man 50 Jahre lang in einem Flüchtlingslager leben kann.

Riad Kabha:

Die Medaille hat zwei Seiten. Die arabischen Staaten haben ihnen die Möglichkeit nicht eingeräumt, und sie wollten die Möglichkeit auch nicht wahrnehmen, in ihre Heimat zurückzukehren. Sie haben geglaubt, dass sie in ihre Heimat zurückkehren können. Das war einer der großen Fehler in dieser Geschichte.

In Israel gibt es ein Gesetz, nämlich das Rückkehrrecht. Das ermöglicht jedem Juden weltweit, in die jüdische Heimat zurückzukehren. Das Gesetz ermöglicht aber nicht den Palästinensern, nach Israel zurückzukehren. Der Vorschlag von Sharon war, dass die arabischen Staaten für diese Flüchtlinge verantwortlich sind und sie unterbringen müssen. Auf der anderen Seite akzeptieren sie das nicht. Sie wollen in ein autonomes Palästina zurückkehren, wie die Juden in der Diaspora.

Herr Katz:

Ich verstehe, wenn diese Flüchtlinge nach Palästina zurückkehren, aber nach Israel, das verstehe ich nicht. Palästinenser und Israelis wollen getrennt leben. Wenn drei Millionen Palästinenser in den sechs Millionen-Staat Israel zurückkehren –

Riad Kabha:

Es ist möglich, wenn sie nach Palästina zurückkehren.

Herr Katz:

Ja, aber Arafat will nach Israel.

Riad Kabha:

Die Genfer Initiative soll diese Sachen korrigieren. Wenn Arafat dickköpfig ist, wird auch der Frieden fern bleiben.

Herr Katz:

Welcher Unterschied besteht zwischen dem Genfer Abkommen und dem, was Barak in Camp David Arafat vorgeschlagen hat? Damals hat Arafat wegen dieses Flüchtlingsproblems abgelehnt.

Alex G. Elsohn:

Sie haben in einer einzigen Frage gleich mehrere verschiedene Fragen gestellt. Ich möchte differenziert auf die Themen eingehen. Man muss in der Rückkehrfrage für Palästinenser zwischen der Rückkehr in ihre Heimatorte, die heute im israelischen Kernland selbst liegen, oder in das, was der palästinensische

Staat sein soll, in die heute besetzten oder zum Teil autonomen Gebiete in der so genannten West Bank um den Gazastreifen, unterscheiden. Es wird mit beiden Varianten gespielt. Es gibt für beide Varianten Befürworter und Ablehner.

In der israelischen Bevölkerung ist die Ablehnung der palästinensischen Rückwanderung ins Kernland zweigeteilt. Ein großer Teil der Bevölkerung ist dagegen. Es gibt aber auch Leute, die gegen eine Rückwanderung in den autonomen freien palästinensischen Staat sind, der entstehen soll. Das ist aber eine relative Minderheit. Diejenigen, die gegen eine Rückwanderung in den palästinensischen Staat, die West Bank, den Gazastreifen, sind, haben vor dem Bevölkerungsdruck Angst, der durch eine ganz dichte Besiedelung von Palästinensern entstehen könnte.

Ich möchte das soweit stehen lassen. Es muss der Kompromiss gefunden werden, der mit dieser Genfer Initiative vorliegt. Wir haben schon früher gesagt, dass jeder Kompromiss schmerzt. Die israelische Seite muss akzeptieren, dass ein unabhängiger palästinensischer Staat auch das Recht hat, selber zu entscheiden, wer in seinem Staat leben darf oder will. Im Genfer Vertrag wird festgehalten, dass es keine Rückkehr ins israelische Kernland geben wird.

Ich möchte zu der Frage übergehen, was der Unterschied zwischen der Genfer Initiative und Barak ist: Der Unterschied liegt im Zeitpunkt, der Dynamik zwischen der Umgebung und der Welt, die heute anders ist als damals, und dass es sich um eine Initiative von unten und nicht von oben handelt und dass es konkret ein ganz anderer Plan ist.

Zur Zeit Baraks hat es verschiedene Pläne gegeben: Camp David und Taba. Zwischen Camp David und Taba gab es einen großen Unterschied: Der Plan von Camp David wurde von palästinensischer Seite abgelehnt, weil er nicht annähernd dem entspricht, was wir heute mit der Genfer Initiative vorliegen haben. Der Plan von Camp David hätte eigentlich eine Art von viergeteiltem palästinensischen Staat mit großen Sicherheitskorridoren vorgesehen. Sie hätten die einzelnen Gebiete abgetrennt und durch ihre Zerstückelung für einen palästinensischen Staat die Unmöglichkeit dargestellt, als Staat funktionieren zu können.

Ein halbes Jahr später sah es in Taba anders aus. In Taba hatten wir effektiv eine Vorlage, die schon beinahe mit dem, was wir in Genf haben, identisch war. Wie gesagt, die Dynamik war damals anders. Wer damals den Rückzieher gemacht hat, war nicht

Arafat, sondern Barak. Er hatte vorausgesehen,

- a) dass seine Wiederwahl sowieso gefährdet ist. Die Wahlen fanden zwei Wochen nach den Taba-Verhandlungen statt.
- b) Außerdem hatte er eingeschätzt, dass er die Wahl garantiert verloren hätte, wenn er mit einem solchen Vertrag gekommen wäre, der wirklich nahe am Genfer Abkommen liegt, und in dem festgehalten wird, auf was die israelische Seite verzichten wird.

Deshalb hat sich Barak aus wahltechnischen Gründen zurückgezogen. Das ist die Dynamik.

Klaus Jensen:

Meine sehr geehrte Damen und Herren, ich möchte noch eine Schlussfrage an unsere beiden Gäste stellen. Was kann Europa, was kann Deutschland, was können wir tun, um Sie in Ihrer Arbeit zu unterstützen?

Riad Kabha:

Das ist meiner Meinung nach eine sehr schwierige Frage. Zum einen will das Thema gut gelernt werden. Man darf nicht nur aus den Medien lernen und falsche Informationen verarbeiten. Zum anderen möchte man, dass Europa und insbesondere Deutschland nicht mit fernen Ratschlägen tätig ist und so begleitet werden, sondern es soll stattdessen versuchen, aus der Nähe zu lösen. Und zwar in einer spezifischen Art, nämlich nicht auf Israel, sondern auf Bush und die USA Druck auszuüben, weil nämlich die USA heute für den Frieden nicht genügend unternehmen. Was Givat Haviva betrifft: Kommen und schauen Sie, welche gesegnete Arbeit wir tun. Fahren Sie fort, uns zu helfen!

Alex G. Elsohn:

Damit Sie nicht das Gefühl bekommen, Riad und ich seien immer einig. Das ist eine sehr leicht zu beantwortende Frage. Sie sind aufgefordert, in einem Konflikt aktiv zu werden, der die Gefahr in sich trägt, aus der Kontrolle zu geraten, wenn er nicht ständig Aufmerksamkeit erhält. In diesem Sinne gibt es ganz viele unterschiedliche Ebenen der Aktivität.

Es gibt die Regierungsebene, die auf die politischen Ebenen Einfluss nehmen kann, und zwar sowohl im Ausland, in der Welt, in internationalen Foren als auch direkt in ihrem Umgang mit unseren Regierungen vor Ort. Es gibt die Öffentlichkeit, wir alle. Auch hier können wir aktiv werden, und zwar in der Unterstützung der Kräfte vor Ort, die aktiv sind.

Hierbei handelt es sich um Leute wie wir. Wir sind nicht die einzigen. Manchen Leuten gefallen wir. Manchen Leuten gefallen wir nicht. Das Wichtigste ist, dass Sie zu den Kräften, die es vor Ort gibt, Vertrauen haben. Am meisten Mühe habe ich mit Dingen, die im Sinne der Hilfe von außen unter Umgehung der bestehenden Kräfte vor Ort hineingetragen werden. Dass sie von außen herangebracht wird, zeichnet die Niederlage der „Road Map“ aus. Und es zeichnet die Hoffnung für den Genfer Vertrag aus, der von innen heraus erarbeitet wurde. Es ist wichtig, dass die Leute vor Ort aktiv sind und sich entwickeln.

Sie können auf ihre Art diesen Leuten vor Ort helfen, sich weiterzuentwickeln. Das kann der Besuch vor Ort im Sinne der Solidarität und des Interesses sein. Das würde uns sehr freuen. Alle Menschen im Nahen Osten freut es, wenn Leute aus dem Ausland kommen, sich interessieren und mehr hören und sehen wollen. Es kann die materielle oder finanzielle Unterstützung für Initiativen sein, wie wir es sind. Es kann auch die konkrete Mitarbeit bei solchen Initiativen sein, wie wir es sind. Wir haben hier einen Freundeskreis. Es gibt andere Freundeskreise. Es gibt andere öffentlichen Foren. Die leichte Beantwortung der Frage lautet: Bitte werden Sie aktiv!

Klaus Jensen:

Herzlichen Dank für diese offene und klare Ansprache. Ich denke, dass das jede und jeder in ihrem und seinem Bereich und mit ihren und seinen Möglichkeiten nicht nur im Kopf haben, sondern auch versuchen wird, es in die Praxis umzusetzen.

Ich möchte abschließend neben dem Dank für Ihre Anwesenheit auch Sie um Unterstützung bitten. Wir haben heute Nachmittag in einem langen Gespräch auch über die Frage möglicher Kooperationen gesprochen; denn ich glaube, dass das, was Givat Haviva 40 Jahre lang gemacht hat, soviel Substanz hat, dass wir mit einigen unserer Probleme, die wir im Land haben, sehr gut und gern auf diese Erfahrungen zurückgreifen können und müssen.



Ich will als Beispiel in Rheinland-Pfalz die Aussiedlerproblematik auf dem Hunsrück nennen. Nicht immer stellt sich das Problem Bevölkerungsgruppen zusammenzuführen, die isoliert für sich leben und in denen sich Aggressionen mit vielen Folgeproblemen aufstauen, in anderen Ländern, obwohl das gern von vielen bei uns so gesehen wird. Aber es ist nicht so.

In der Bundesrepublik benötigen wir dringend das Know-how von Menschen und Institutionen, die sich in diesem Feld schon lange bewegen. Givat Haviva tut das. Deshalb an dieser Stelle die Bitte, mit uns entsprechend zu kooperieren und dieses Know-how zur Verfügung zu stellen.

Wir haben heute Nachmittag konkret an einem Beispiel eine Zusammenarbeit außerhalb der Bundesrepublik ins Auge gefasst, weil sich die Stiftung, für die ich tätig bin, in naher Zukunft im Versöhnungsprozess zwischen Hutus und Tutsis in Ruanda engagieren wird. Auch hier gibt es recht interessante Parallelen, die durch die Erzählungen und Darstellungen von Riad Kabha und Alex Elsohn deutlich geworden sind. Ich fände es für alle Beteiligten sehr nutzbringend, wenn es auch hier zu einer Zusammenarbeit käme.

Es gäbe noch viel zu sagen, was gerade die deutsche Rolle anbelangt. Dabei handelt es sich aber um ein gesondertes Thema, das wir heute Abend ausgespart haben. Dazu macht sich sicher jeder und jede seine und ihre Gedanken. Es war ein sehr differenziertes, sachliches und nutzbringendes Abendgespräch. Ich möchte Ihnen für Ihr Interesse, Riad Kabha und Alex Elsohn für das Kommen und für Ihre Äußerungen sowie unserem Übersetzer herzlich danken.

Ich wünsche Ihnen einen guten Nachhauseweg. Behalten Sie möglichst viel von dem, was heute Abend gesagt worden ist, im Kopf und vor allen Dingen auch im Herzen.

Einen schönen und guten Abend.

10 JAHRE KOOPERATION ZWISCHEN GIVAT HAVIVA UND RHEINLAND-PFALZ: CHRONIK EINER FREUNDSCHAFT

Herbst 1993

Beginn der Kooperation:

Besuch von Hans-Georg Meyer, Direktor der Landeszentrale für politische Bildung in Givat Haviva

Unterzeichnung der Grundsatzerklärung über die palästinensische Selbstverwaltung in den besetzten Gebieten in Washington. Gegenseitige Anerkennung von PLO und Israel

Mai 1994

Besuch der Direktorin von Givat Haviva, Yaela Granot, in Mainz, Gespräche mit allen Parteispitzen im Landtag

Der Siedler Baruch Goldstein richtet in Hebron ein Blutbad unter betenden Muslimen an

November 1994

Besuch einer Delegation aus Rheinland-Pfalz in Givat Haviva, geführt von Landtagspräsident Christoph Grimm

Oktober: Unterzeichnung des israelisch-jordanischen Friedensvertrags

Mai 1995

Besuch des Ältestenrats des Landtages von Rheinland-Pfalz in Givat Haviva

September: Interimsabkommen über die Ausweitung der palästinensischen Autonomie (Oslo II)

November 1995

Der israelische Ministerpräsident Yitzchak Rabin wird von einem israelischen Attentäter ermordet

Januar 1996

Verleihung des Haviva Reik-Friedenspreises an Ministerpräsident Kurt Beck in der Staatskanzlei von Rheinland-Pfalz

Yassir Arafat wird erster Präsident der Palästinenser

Mai 1996

Besuch einer Delegation von Schülern aus dem Projekt „Kinder Lehren Kinder“ im Landtag und in Schulen in Rheinland-Pfalz

Benyamin Netanjahu gewinnt die Wahlen zum israelischen Ministerpräsidenten

Juni 1996

Besuch einer Israelstudienreise von KommunalpolitikerInnen aus Rheinland-Pfalz unter der Leitung von Hans-Georg Meyer in Givat Haviva

Juni 1996

Besuch einer Delegation des Landtags von Rheinland-Pfalz unter Führung von Landtagspräsident Christoph Grimm in Givat Haviva und Jenin

August: Aufhebung der vierjährigen Beschränkungen für jüdischen Siedlungsbau in den palästinensischen Gebieten

Januar 1997

Der Landtag von Rheinland-Pfalz beschließt einstimmig per Gesetz die Förderung der Verständigungsarbeit von Givat Haviva

Abbruch der Friedensgespräche zwischen Israelis und Palästinensern

April 1997

Besuch von Jens Beutel, Oberbürgermeister von Mainz, in Givat Haviva

Mai 1997

Riad Kaba und Danny Wieler nehmen als Gastredner zum Thema Nahostkonflikt am „Open Ohr-Festival“ in Mainz teil

Juli 1997

Besuch einer Lehrerdelegation der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz in Givat Haviva

September: Wiederaufnahme der unterbrochenen Friedensgespräche

Januar 1998

Besuch der Ehrenpräsidentin von Givat Haviva, Yaela Granot, bei Ministerpräsident Kurt Beck, Verdoppelung der Zuwendung aus Rheinland-Pfalz auf 200.000 DM

September 1998

Ausstellung „Frieden braucht Verständigung“ im Foyer des Landtages von Rheinland-Pfalz

Oktober 1998

Besuch einer Delegation des Landtages unter Führung von Landtagspräsident Christoph Grimm in Givat Haviva

Unterzeichnung des Wye-Abkommens in Washington: Ausweitung der palästinensischen Autonomie auf ca. 40% des Westjordanlands

Januar 1999

Eröffnung der Ausstellung „Frieden braucht Verständigung“ in Ingelheim

Mai: Ehud Barak wird neuer israelischer Ministerpräsident

April 2000

Besuch einer Delegation der rheinland-pfälzischen SPD in Givat Haviva. Teilnehmer sind u. A. Christoph Grimm, Joachim Mertes und Hans-Georg Meyer

April 2000

Der Oberbürgermeister von Speyer, Werner Schineller besucht mit einer Delegation Givat Haviva

Israelischer Rückzug aus dem Südlibanon.

Juni 2000

Ministerpräsident Kurt Beck besucht mit einer Delegation Givat Haviva, Gespräche mit Teilnehmern von „Kinder lehren Kinder“

Die Verhandlungen von Camp David II scheitern

Oktober 2000

Ariel Sharon besucht Tempelberg in Jerusalem. Die folgenden Unruhen markieren den Beginn der „Al-Aqsa-Intifada“

März 2001

Ein Seminar für Multiplikatoren aus Rheinland-Pfalz mit dem Thema „Gesellschaft im Konflikt“ wird unter der Leitung zweier Mitarbeiter Givat Havivas in Speyer durchgeführt

April: Die israelische Armee dringt mit Panzern und Bodentruppen in vollautonomes Palästinensergebiet ein

September 2001

Der Haviva Reik Friedenspreis wird an den Leiter der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, Hans-Georg Meyer, verliehen

Oktober: Ermordung von Tourismusminister Rechavam Ze'evi durch palästinensische Attentäter. Israelische Armee rückt in autonome Orte vor.

Mai 2002

Rheinland Pfalz schließt sich der Notaktion für humanitäre Hilfe für Jenin an. Die Organisation übernimmt Givat Haviva

April: Anschlag auf die Pessachfeierlichkeiten in Jerusalem, Beginn der Operation „Defensive Shield“, Belagerung Jenins

März 2003

Bei einem Selbstmordattentat auf einen Bus in Haifa finden zwei TeilnehmerInnen des Projekts „Kinder Lehren Kinder“ den Tod

Dezember 2003

Die Ausstellung Givat Havivas „Mit den Augen des Anderen“ macht für drei Wochen Station im Landtag in Mainz

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1:

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz 1998

Heft 2:

Privatisierung und parlamentarische Recht
Mainz 1998

Heft 3:

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 - europäische Revolution?
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4:

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 1998

Heft 5:

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung
aus Anlaß der Tage der Forschung 1998
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6:

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 7

Kirche und Staat.
Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion
Mainz 1999

Heft 8

Gedenkveranstaltung
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges
Mainz 1999

Heft 9

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000
Mainz 2000

Heft 10

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000
Kinder und Jugendliche im Holocaust
Mainz 2000

- Heft 11
Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich
Mainz 2000
- Heft 12
Volk oder Parteien – wer ist der Souverän?
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 20. Juni 2000
Mainz 2000
- Heft 13
Politik mit der Bibel?
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 14. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)
- Heft 14
Länderverfassungen im Bundesstaat
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 19. Dezember 2000
Mainz 2001
- Heft 15
Haushaltsreform und parlamentarisches Budgetrecht
in Rheinland-Pfalz
Mainz 2001
- Heft 16
Leidensstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz
Mainz 2001
- Heft 17
Was kann, was darf der Mensch?
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik
Mainz 2001
- Heft 18
Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:
Die Rolle der Regionen
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001
Mainz 2002
- Heft 19
Russlanddeutsche im Strafvollzug
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz
am 29. Oktober 2002
Mainz 2002
- Heft 20
Wider das Vergessen – Für die Demokratie
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern
aus Anlass des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2003
Mainz 2003

Heft 21
Streitfall Pflege
Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003
Mainz 2003

